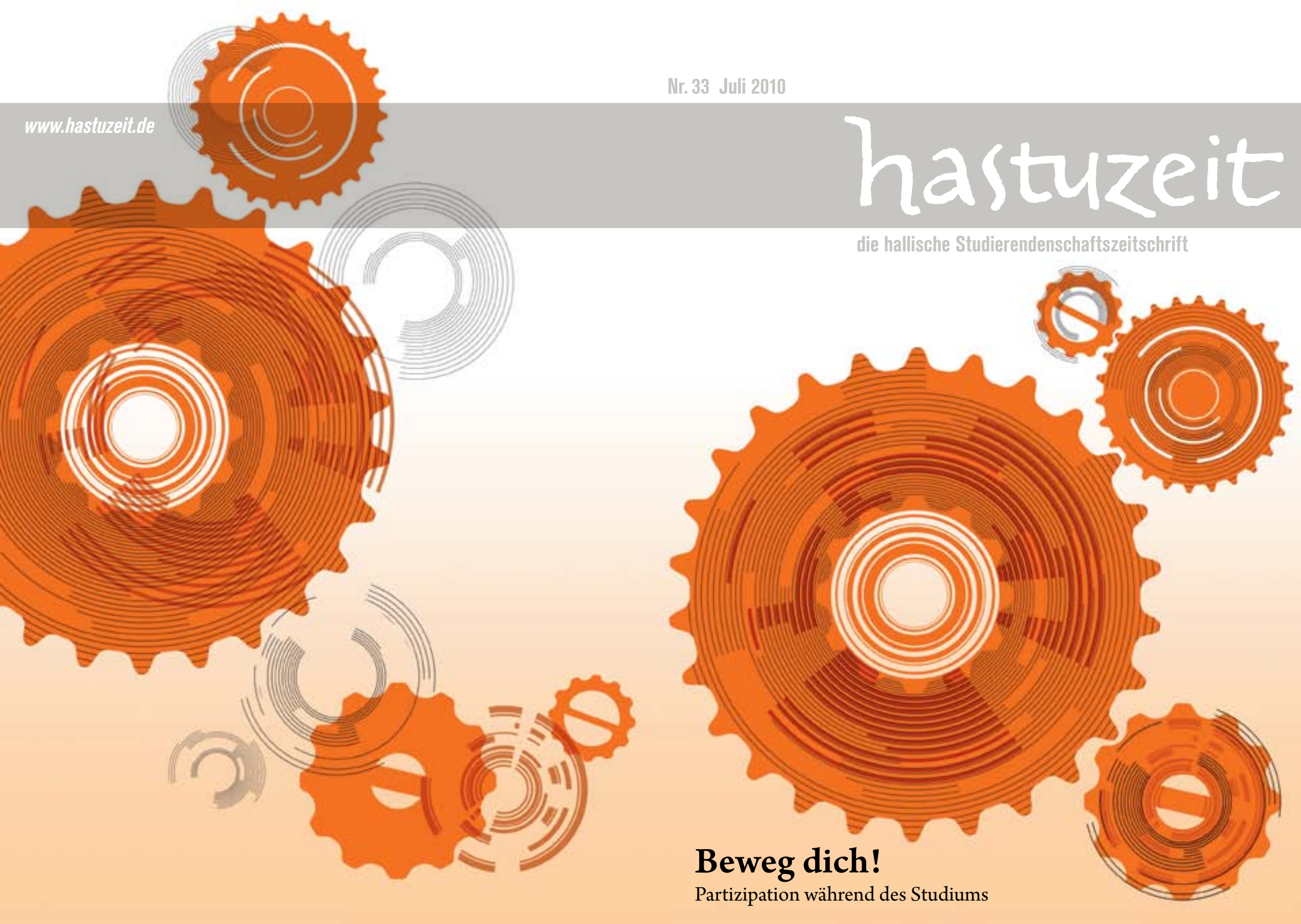




www.hastuzeit.de

Nr. 33 Juli 2010

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift

Beweg dich!

Partizipation während des Studiums

Liebe Leser,

mitten in die schwierigste Zeit platzt dieser Podcast. Die Sendung vom *Deutschlandfunk* heißt »Campus und Karriere«, in einem Beitrag geht es um die Sorgen von *Mephisto* 97,6, dem Radiosender der Uni Leipzig.

»Radiomachen während des Studiums ist anstrengend«, heißt es von einer ehemaligen Programplaneerin, die jetzt öfter hinter dem Mikrofon sitzt. Sie hat wenig Zeit, weil das Studium sie sehr einspannt und in einem Jahr ist bei ihr sowieso Schluss, denn dann endet ihr Bachelor und sie verlässt die Stadt für einen Master.

Allerdings müsste sie das nicht tun, denn in Leipzig könnte sie ihre akademische Karriere mit dem Engagement bei *Mephisto* verbinden. In der Messestadt kann man nämlich den sogenannten Hörfunk-Master absolvieren, in den das Hochschulradio fest eingebunden ist. Theorie wird in der Uni gepaukt und Praxis bei *Mephisto* gesammelt. Klingt toll für zukünftige Radiomacher und ebenso für *Mephisto*. Doch die Lösung des grundsätzlichen Problems ist der Master nicht. Seine Studenten sind in das Radioteam fest eingespannt, müssen nebenbei aber auch Seminare und Vorlesungen besuchen. Sie sind studierende Redaktionsleiter oder eben redaktionsleitende Studierende – Oxymora in jedem Fall.

»Dieser Spagat zwischen Theorie und Praxis wird langsam zur Zerreißprobe für den Sender«, heißt es im *Deutschlandfunk*-Beitrag. Beides auf hohem Niveau zu absolvieren ist sehr schwer. Es herrscht Frust, Überforderung. Man will mehr machen, kann es aber nicht, weil Seminare, Klausuren und Hausarbeiten anstehen.

Ähnlich ist die Lage bei denen, die keinen Abschluss beim Uniradio anstreben: Wenig Zeit neben der Uni und wenig Zeit an der Uni. Die Fluktuation ist groß, wichtige Aufgaben wechseln viel schneller in immer ungeübtere Hände, die zudem zunehmend aus einem Lager kommen. Medienstudierende sind in der Überzahl. Die Vielfalt geht verloren.

Um auch »die Anderen« zu ködern, wird *Mephisto* bald schlüsselqualifizieren. Für Mitarbeit gibt es zehn Credit Points, die zum erfolgreichen Abschluss des Bachelor führen. Es scheint eine der wenigen verbliebenen Möglichkeiten, neue Studienprogramme und außeruniversitäres Engagement unter einen Hut zu bekommen. Ein letzter Rettungsversuch.

Warum diese Paraphrase des Podcasts?

Zum einen, weil die Thematik, die er berührt, auch diese Ausgabe der *hastuzeit* bestimmen soll. Nummer 33 widmet sich dem großen Feld der Partizipation und Stichworten wie Engagement, Teilhabe und Mitbestimmung.

Zum anderen aber, weil das Problem des Uniradios *Mephisto* eine Blaupause für die Situation vieler Vereine, Initiativen oder Institutionen an Universitäten ist. Auch in Halle. Auch bei der *hastuzeit*.

Unser Rettungsversuch startete bereits im letzten Semester. Die hallische Studierendenzeitschrift wurde allgemein schlüsselqualifizierend und begrüßte die ersten interessierten Studierenden in ihren Reihen. Ein Semester Mitarbeit bringt bei uns fünf Leistungspunkte.

Auch an Ausgabe 33 sind »ASQler« beteiligt und haben zu spannenden Themen recherchiert und geschrieben. Marcus traf sich mit zwei Buchautoren, die an der Uni Halle studieren, und hat sich gefragt, ob die literarische Produktivität mit den neuen Abschlüssen steigt (S. 26). Steffen war bei »kunstinbetrieb« dabei und berichtet in einer Reportage über seine Eindrücke vor Ort und das Kunstprojekt (S. 30), während Reinhold sich nicht ganz ernst gemeinte Gedanken über finanzielle Mittelbeschaffung von klammen Studenten machte (S. 23).

Aber auch dem Heftthema widmeten sich zwei ASQler. Franziska führte ein sehr persönliches Gespräch mit Ute Larsen, einer Studentin, die in vielen Gremien und Vereinen engagiert ist (S. 20). Und Stephanie ging zusammen mit Yvette, einer Redakteurin, die im letzten Jahr das ASQ-Modul der *hastuzeit* belegte, dem Wandel des Engagements nach (S. 14).

Ausgangspunkt für den Beitrag von Stephanie und Yvette war das Ende des Triftpunkts im Mai dieses Jahres. Mit dem Satz: »Wir können ja Freunde bleiben, der Triftpunkt macht Schluss!« verabschiedete sich der studentische Verein, der zuvor Ausstellungen und andere kulturelle Veranstaltungen organisierte. Das Problem war der Nachwuchs und die mangelnde Zeit der Mitglieder. Rettungsversuche unternahm der Triftpunkt nicht, vielleicht auch, weil die Einsicht bestand, dass sich manche Dinge einfach überleben und man sich Teilnahme und Engagement nicht »einkaufen« kann.

Text: Julius Lukas
Illustration: Anka Büchler

Inhaltsverzeichnis

02 Editorial – Das Wort zum Heft

03 Inhaltsverzeichnis – Was es diesmal zu lesen gibt

04 StuRa aktuell – Informationen und Service-Angebote des Gremiums

05 Die neuen Rektoren – Wer bald an MLU und Burg regiert

06 Der Kultusminister ist weg... – Jan-Hendrik Olbertz geht nach Berlin

07 ...es lebe die Kultusministerin! – Birgitta Wolff im Interview

09 Irre am Weinberg – Die Geschichte des naturwissenschaftlichen Campus'

10 Halle statt Harvard – Portrait über den jüngsten Dozenten der MLU

12 Bildung mit Hindernissen – Buch-Rezension

13 Mitgemacht – Wer zuerst kommt, malt zuletzt

14 Kein Bock auf Ehrenamt – Vom Wandel des studentischen Engagements

17 Die Macht an der Universität – Wer an der Hochschule das Sagen hat

20 »Als Vorbild fungieren« – Ute Larsen im Interview

22 Den direkten Weg gehen – Engagieren statt meckern

23 Survival of the poorest – Das Spar-ABC für arme Studenten

24 Andere Länder, andere Sitten – Wohnheime in Polen und Deutschland

26 Von Birnen und Äpfeln – Schreiben in Zeiten des Bachelors

28 Was ist eigentlich die weibliche Form von Nazi? – Über das »Gendern«

30 Aus alt mach neu! – »kunstinbetrieb« in seiner dritten Runde

32 Zwischen Napola und Käseschnitzel – Begegnung in der Francke-Mensa

34 Pinnwand und Impressum – Vorgestellt und vorgemerkt!

Bauarbeiten im StuRa

Die Arbeiten im Gebäude des Studierendenrates schreiten mit großen Schritten voran. Das oberste Stockwerk nimmt immer mehr Gestalt an, und auch die Büroräume erstrahlen immer mehr in neuem Glanz. Der Arbeitskreis »Wohnzimmer« ist eifrig mit der Küche beschäftigt. Es dauert nicht mehr lange, bis dort ein gemütlicher und offener Treffpunkt für die Studierenden unserer Universität entsteht. Leider waren unsere Arbeiten durch die Renovierungen auch beeinträchtigt. So waren wir gezwungen, den Studierendenrat ab dem 14.06. für zwei Wochen zu schließen. Wir danken allen für ihr Verständnis und hoffen, dass dadurch keine Unannehmlichkeiten entstanden sind.

Arbeitskreis Internationale Studierende

Mitte April wurde der Arbeitskreis Internationale Studierende offiziell aufgelöst. Leider fehlte es an Freiwilligen, die die Aufgaben des Arbeitskreises in Zukunft übernommen hätten. Wir bedauern dies sehr und danken den ehemaligen Mitgliedern für ihre ausgezeichnete Arbeit und ihr großes Engagement in den letzten Jahren. Dennoch sollen die Belange der internationalen Studierenden auch in Zukunft nicht ohne Gehör bleiben. So hat der Arbeitskreis zusammen mit vielen weiteren Organisationen ein Forum ins Leben gerufen, in dem bald internationale Studierende ihre Anliegen anbringen können. Zu die-

sem Projekt gehört auch eine Forum-Website, über die der Austausch zwischen den Studierenden ermöglicht werden soll. Wir werden Euch selbstverständlich auf unserer Homepage www.stura.uni-halle.de über alle Entwicklungen informieren.

Neue Mitglieder

Die neuen StuRa-Mitglieder sind gewählt, und wir möchten allen, die es geschafft haben, an dieser Stelle ganz herzlich gratulieren. Aus diesem Anlass veranstaltete der StuRa am 5. Juli eine »Probensitzung« im Hallischen Saal, um einen ersten Eindruck von der Arbeit des StuRa zu vermitteln. Der neue StuRa konstituiert sich mit Beginn des neuen Semesters im Oktober.

Finanzlage des StuRa

Auch in diesem Jahr haben engagierte Studierende schon zahlreiche spannende und interessante Projekte auf die Beine gestellt. Ob Podiumsdiskussion, Themenwoche oder Filmfestival – an vielen Stellen konnte der StuRa seine finanzielle Unterstützung anbieten. Doch leider sind auch unsere Mittel begrenzt, und für das laufende Haushaltsjahr ist der Projekttopf fast aufgebraucht. Wir bitten alle potenziellen Antragsteller, dies bei der Planung ihrer Veranstaltungen zu berücksichtigen und die Finanzplanung ihrer Projekte nicht vollständig von einer finanziellen Unterstützung des StuRa abhängig zu machen. Aktuell beraten wir, wie wir die Mittelvergabe in Zukunft gestalten wollen, um solche Situationen möglichst zu vermeiden.

Die neuen Rektoren

An MLU und Burg wurden neue Rektoren gewählt. *hastuzeit* stellt Euch die beiden »Neuen« im Kurzportrait vor.



Foto: Norbert Kaltwasser

Prof. Dr. Udo Sträter

ist der 262. Rektor der Martin-Luther-Universität. Am 30. Juni wurde der 58-jährige Kirchengeschichtler vom erweiterten Senat der Uni Halle mit 26 von 44 Stimmen gewählt. Dabei setzte er sich gegen den Umweltgeologen Professor Peter Wycisk durch. Sträter hat seit 1992 den Lehrstuhl für Kirchengeschichte inne und weist eine lange hochschulpolitische Erfahrung auf. So war er Dekan der Theologischen Fakultät und erster Prorektor für Studium, Lehre und wissenschaftlichen Nachwuchs. In sein Rektorats-Team hat Sträter mit den Professoren Foljanty-Jost, Dräger und Weiser auf Universitätsstufe beliebte Hochschullehrer berufen. Auf den Kirchengeschichtler warten in seiner am 1. September beginnenden vierjährigen Amtszeit schwierige Aufgaben. Die MLU steckt in einer prekären finanziellen Lage und muss sich immer mehr gegenüber der Uni Magdeburg behaupten. Sein oberstes Anliegen ist laut eigener Aussage, eine Profildiskussion zu beginnen.



Foto: Mathias Ritzmann

Prof. Axel Müller-Schöll

ist ab dem 1. Oktober dieses Jahres neuer Rektor der Hochschule für Kunst und Design »Burg Giebichenstein« (HfKuD). Der 1960 in Stuttgart geborene Hochschullehrer ist seit 1994 Professor für Innenarchitektur. Mit seiner Wahl am 16. Juni durch den akademischen Senat der HfKuD löste er Professor Ulrich Klieber ab, der nach zwei Amtszeiten nicht mehr zur Wahl stand. Müller-Schöll ist auf hochschulpolitischer Ebene nicht unerfahren. Von 2002 bis 2006 war er Dekan des Fachbereichs Design. Als wichtigste Aufgabe wartet auf den Innenarchitekten im höchsten Amt seiner Hochschule wohl die Weiterführung der Verhandlung mit dem Kultusministerium über die Zielvereinbarungen für die nächsten vier Jahre. Als einzige künstlerische Hochschule in Sachsen-Anhalt mit ausgezeichnetem nationalen und internationalen Ruf kann Müller-Schöll allerdings entspannt in die Gespräche gehen.

Serviceleistungen des StuRa:

Technikleihe
Rechtsberatung
Sozialberatung
Kinderinsel
u.v.m.

Öffnungszeiten:

Montag: 14.00 – 19.00 Uhr
Dienstag: 14.00 – 18.00 Uhr
Mittwoch: 08.00 – 12.00 Uhr
Donnerstag: 14.00 – 18.00 Uhr
Freitag: 10.00 – 12.00 Uhr

Veranstaltungen:

14.10. – Pünktlich zu Beginn des Wintersemesters: StuRa-Erstsemesterparty im Volkspark

Feste Termine:

Rechtsberatung
Donnerstag: 14.00 – 16.00 Uhr

(in der vorlesungsfreien Zeit nur zweiwöchentlich!)

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle
Tel. 0345 552 14 11
Fax. 0345 552 70 86
www.stura.uni-halle.de
stura@uni-halle.de

Der Kultusminister ist weg . . .

Seit 1. Juni ist Jan-Hendrik Olbertz nicht mehr Kultusminister. Nach acht Jahren im Amt ging er nach Berlin an die Humboldt-Universität (HU).

Er verspätet sich etwas. Ein anderer Vortrag wird vorgezogen. Der Minister ist noch bei der Feierstunde für den neuen Leopoldina-Präsidenten. Dann trifft er ein. Jan-Hendrik Olbertz ist die A-Prominenz am 26. Februar, bei den 8. Hallenser Gesprächen, einem Symposium im Elisabeth-Krankenhaus. Es geht um Heimat, und Olbertz erzählt von der Verwunderung seiner Frau, wenn er sagt, dass er »zu Hause« anruft. Er meint damit: bei seiner Mutter. Das Publikum amüsiert sich. Wenn Olbertz von sich erzählt, nimmt er gern seine Brille ab und spielt mit ihr. Ein Markenzeichen des 54-Jährigen, das jeder kennt, der schon einmal mit ihm gesprochen hat.

Der Vortrag, den Olbertz bei den Hallenser Gesprächen hält, wirkt nicht ausgearbeitet. Er ist eine Reihung von Anekdoten, gespickt mit Fachwissen und viel zu lang. Aber das ist nebensächlich, denn die Zuhörer kleben Olbertz an den Lippen. Er ist eloquent, charmant und humorvoll. Es ist seine Paraderolle – nicht das, was man von einem Minister erwartet.

Als Olbertz nach dem unverhofft guten Abschneiden Sachsen-Anhalts bei einem PISA-Folgetest gefragt wurde, woran dies läge, antwortete er: »An unserer Politik jedenfalls nicht.« Ein Vollblutpolitiker war er nie und wollte es wohl auch nicht sein. Olbertz' Werdegang ist wissenschaftlich geprägt. Er studierte Lehramt in Halle und blieb an der Uni, wo er 1989 habilitiert wurde. Nach der Wende bekam er eine Hausprofessur für Erziehungswissenschaften, wurde Gründungsdirektor des Instituts für Hochschulforschung Wittenberg und Direktor der Franckeschen Stiftungen.

2002 wechselt er dann aus der Wissenschaft in die Politik. Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Wolfgang Böhmer ruft ihn in seine Landesregierung. Als Kultusminister sitzt Olbertz nun am anderen Ende des Tisches und verordnet den Hochschulen ein Sparprogramm, von dem sie sich bis heute nicht erholt haben.

Das Verhältnis zwischen den höchsten Bildungseinrichtungen und dem Kultusminister bleibt in der Folge gespannt. In seinen acht Amtsjahren gelingt ihm einiges, aber vieles auch nicht. Kritiker werfen ihm immer wieder



vor, seine Hausaufgaben andere machen zu lassen. So werden die Reformen aus dem Kultusministerium vor allem den Staatssekretären zugeschrieben.

Der Gegenwind kommt auch aus den »eigenen« Reihen. Olbertz ist parteilos, was immer wieder für Unmut bei den Christdemokraten im Land sorgt. Doch Ministerpräsident Böhmer hält am Erziehungswissenschaftler fest – mit gutem Grund. Hendrik Kranert schreibt in einem MZ-Artikel: »Olbertz hatte das, was der CDU im Land fehlte: Feinsinn, Humor, Weltoffenheit, Charme.«

Mit dem Schicksal von Wolfgang Böhmer ist allerdings auch Jan-Hendrik Olbertz' Zukunft eng verknüpft. Der Ministerpräsident wird 2011 nicht noch einmal kandidieren. Die Chance auf eine weitere Amtszeit war damit gering.

Über einen vorzeitigen Rücktritt von Olbertz wurde schon lange gemunkelt. In der Bundesbildungspolitik hatte er sich einen Namen gemacht, der dann auch auf dem Vorschlagzettel für das Präsidentenamt der Humboldt-Universität Berlin landete. Aus der Politik zurück in die Wissenschaft – eigentlich ungewöhnlich, für Olbertz genau richtig, zumal es sich um einen repräsentativen Posten handelt.

Mit großer Mehrheit wurde Olbertz dann auch gewählt. Zum 18. Oktober tritt er sein Amt an, und die Vertreter der HU wissen, was sie an Olbertz haben. Als der Erziehungswissenschaftler wegen seiner ideologisch gefärbten Habilitationsschrift großer Kritik ausgesetzt ist, springt ihm der Vorsitzende des Konzils der HU sofort zur Seite. Man sei »davon überzeugt, dass man mit Professor Olbertz einen hoch qualifizierten Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker für das Präsidentenamt gewonnen« habe.

Text: Julius Lukas
Foto: Johannes Klemt

. . . es lebe die Kultusministerin

Birgitta Wolff hatte bis vor kurzem den Lehrstuhl für Internationales Management an der Uni Magdeburg inne und war dort als Wissenschaftlerin und Dekanin tätig. Seit Juni ist sie die neue Kultusministerin Sachsen-Anhalts.

Warum haben Sie sich für die Stelle der Kultusministerin entschieden?

Dafür entscheidet man sich ja nicht im Sinne von »werben«. Solche Jobs werden einem angetragen, und man kann eigentlich nicht mit Anstand Nein sagen. Außerdem ist das Amt eine sehr interessante Herausforderung: Ein Drittel ist Wissenschaft, ein Drittel Schulbildung, ein Drittel Kultur – also ein wunderbarer Aufgabenmix mit vielen interessanten Herausforderungen, bei denen eine gewisse Managementexpertise durchaus nützlich sein kann.

Sie gelten bildungspolitisch gesehen noch als Neuling. Das wurde auch schon als Kritikpunkt angemerkt. Sehen Sie das auch so, dass Ihre »Unerfahrenheit« ein Problem darstellen könnte?

Ich wüsste nicht, weshalb es ein Problem sein sollte, und ich wüsste erst recht nicht, für wen. Für mich ist es keines. In diesem Ministerium gibt es so viel Know-How, so viel Erfahrung und auch viele Ideen. Da ist das Zusammenspiel von Veteranen, die sich supergut auskennen, und »Frischfleisch« im System vielleicht gar nicht schlecht.

Der Bildungsstreik geht in die dritte Runde. Auch in Halle ist wieder gestreikt worden. Was denken Sie darüber, dass die Studierenden gegen die aktuelle Bildungspolitik demonstrieren?

Grundsätzlich finde ich es extrem wichtig, dass Studierende sich bemerkbar machen und ihre Meinungen und Erfahrungen in die Prozesse einfließen lassen. Ich habe mich als Senatsmitglied und Dekanin schon immer gefragt, warum manchmal Studierende diese wunderbaren Chancen, die das jetzige Mitbestimmungssystem be-

reits bietet, so schlecht nutzen. Auf der anderen Seite gibt es auch Studenten, die super vorbereitet sind und auch tolle Statements abgeben, die dann auch gehört werden und etwas bewegen. Allerdings weiß ich auch um die Probleme der gewählten Studentenvertreter. Die Amtszeit beträgt ja häufig nur ein Jahr, und aus eigener Erfahrung weiß



ich, dass man mitunter zwei bis drei Jahre braucht, um so einen Laden wie eine Universität richtig zu verstehen. Diesen Nachteil könnte man ausgleichen, indem man zum Beispiel auf Fakultätsebene viel enger und viel informeller zusammenarbeitet. So wie ich es erlebt habe, ist die Bereitschaft dazu da.

Das heißt, Sie würden sogar die Studenten auffordern, sich mehr mit hochschulpolitischen Themen auseinander zu setzen und auch auf die Straße zu gehen?

Ich denke nicht, dass die Entscheidungsprozesse auf der Straße stattfinden. Wichtig ist vor allem, in den Gremien aktiv zu sein. Da besteht zum einen die Chance, auch mal mit Nein zu stimmen, was auffällt und ein protokolliertes Zeichen ist. Außerdem kann man im Vorfeld von Entscheidungen die eigenen Positionen vortragen und vielleicht noch Veränderungen bewirken.

Wo stehen wir jetzt bei dem Bologna-Prozess? Wie weit ist die Umstrukturierung der Universitäten vonstatten gegangen?

Wir sind irgendwo auf dem weiten Weg zwischen Anfang und Ziel, wobei es aber auch riesengroße Unterschiede gibt. Es gibt wunderbare Bachelor-Programme, die gut angenommen werden und anscheinend auch gut studierbar sind. Ich kann aus eigener Erfahrung berichten, dass der erste Jahrgang des neuen Bachelor »Internationales Management« an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, was die Indikatoren angeht, weitaus besser läuft, als das, was man immer so hört. Da waren knapp zwei Drittel der Studenten nach der Regelstudienzeit fertig und die Abbrecherquoten sehr viel geringer als früher. Man darf also nicht alles über einen Kamm scheren und pauschalisieren. Wie gut BA-/MA-Programme gestrickt sind, hängt fast ausschließlich davon ab, welche Ideen in das Design dieser Programme einfließen, und da können Studierende unglaublich viel mitarbeiten.

Und aus dieser eigenen Erfahrung heraus haben Sie vielleicht Ideen, wie man den nicht aufzuhaltenden Prozess sanfter gestalten könnte?

Man muss einfach mehr miteinander reden und sich auch von anfänglichen Missverständnissen befreien. Um ein Beispiel zu nennen: Bologna sieht vor, dass ein ECTS-Punkt für 25 bis 30 Stunden studentischer Arbeit vergeben wird. Was hat die deutsche Kultusministerkonferenz gemacht? Sie hat festgelegt, dass in Deutschland eine einheitliche Lesart herrschen soll – 30 Stunden. Das ist aus meiner Sicht eine unnötige Einengung gewesen und einer der Gründe, warum die Arbeitsbelastung der Studierenden in Deutschland höher zu sein scheint als zum Beispiel in skandinavischen Ländern. Aber da kommt jetzt wieder

Bewegung ins System, es wird flexibler. Und es gibt auch noch weitere Punkte, die meiner Meinung nach am Anfang falsch ausgelegt wurden und durch die dann irgendetwas unnötig Restriktives dabei herauskam. So muss heutzutage zum Beispiel bis zur Promotionsfähigkeit fünf Jahre studiert werden. Früher ging es auch mit weniger. Eigentlich ist ja die Idee, dass man mehr Flexibilität ins System bringt – nicht weniger.

Wie sieht es mit der Martin-Luther-Universität aus? Gibt es da konkrete Verbesserungspläne? Wir sind ja mit sechs Millionen Euro unterfinanziert. Was kann man da machen?

Man kann alles Mögliche machen. Bei der Lehrerbildung zum Beispiel schaut man schon genau, wo Geld fehlt, und hilft mit Hochschulpaktmitteln finanziell nach. Allerdings muss ich auch unserem Ministerpräsidenten Recht geben, der immer sagt: »Mehr Geld führt nicht automatisch zu mehr Bildung oder besserer Bildung.« Ich glaube, wir leisten uns in großen Teilen des Systems, und das gilt jetzt nicht nur für die MLU, noch vermeidbare Effizienzverluste. Mittel werden nicht immer genau für die richtigen Zwecke eingesetzt, wobei hier aber vor allem die Akteure dezentral viel besser beurteilen und steuern können, weil die ja genau sehen, wo Engpässe und Restrukturierungsmöglichkeiten bestehen. Ich glaube nicht, dass ein zentraler Plan viel helfen würde.

Sie werden also nicht dafür eintreten, neue Gelder zu beschaffen – oder die sechs Millionen Unterfinanzierung auszugleichen? Sie wollen versuchen, das Geld, was man hat, effizienter auszugeben?

Das ist das Einzige, was wir machen können. Wir haben ja leider keinen Goldesel auf dem Schreibtisch stehen. Dass unser Land sich keine Mehrausgaben leisten kann, denke ich, hat sich allgemein herumgesprochen.

Frau Wolff, vielen Dank für das Gespräch.

Interview: Nadja Sonntag (unimono), Tom Leonhardt

Foto: Tino Jotter

• Dieses Interview ist in Zusammenarbeit mit *Unimono*, dem studentischen Radiosender der MLU entstanden. Wenn ihr auch in die Welt des Hörfunks schnuppern wollt, dann könnt ihr ab nächsten Semester ein ASQ-Modul bei den Radiomachern belegen.



Postkartenansicht der Heilanstalt am Weinberg

Irre am Weinberg

Unsere Lehrgebäude haben alle eine Geschichte. Nicole hat die Archive durchforstet und stellt in einer Reihe ihre Recherche-Ergebnisse vor.
Letzter Teil: Der Weinberg-Campus

Zahlreiche Weinberge und Weingärten zogen sich seit dem 13. Jahrhundert durch das Gebiet zwischen Heide und Saale. Die gesamte Weinanbaufläche betrug um 1700 etwa 100 Morgen, ging aber ab 1750 stark zurück, als die Weinberge in Obstplantagen umgewandelt wurden. Der Nietlebener Weinberg des Aufklärers und Philosophen Dr. Carl Friedrich Bahrdr zog im 18. Jahrhundert immer wieder Studenten, Akademiker sowie Offiziere und Halloren an. Hier fanden Volksfeste, Trinkgelage und Vorlesungen statt. Bahrdr war mehrere Jahre Privatdozent und fesselte mit seinen Gesprächen und Deputationen teilweise bis zu 900 Zuhörer. Bis 1834 wechselten die privaten Besitzer des Weinberges, bis dann die Landesheilanstalt Nietleben den Platz nutzte.

Die königliche Landesheil- und Pflegeanstalt
Bereits seit 1816 existierte in Halle ein provisorisches Irrenheil-Institut, allerdings wurde ein Erweiterungsbau dringend erforderlich. Auf dem ehemaligen Weinberg wurden nun Geistesranke jeglicher Art behandelt. Im Laufe der Jahre nahm die Zahl der Patienten zu. Da die für zunächst 400 Patienten geplante Anlage nach rund 40 Jahren nicht mehr ausreichte, wurde sie deutlich erweitert. Zum bereits

bestehenden Komplex von sechs Wohnhäusern kamen ein zweigeschossiger Neubau sowie Wohngebäude für Beamte, Ärzte und Pflegepersonal in villenartiger Bauweise hinzu. Im Jahr 1926 beherbergte die Anstalt 950 Patienten, die von einem Chefarzt, fünf Ärzten und rund 200 Krankenpflegern und Servicekräften betreut wurden. Aber auch die Patienten selbst trugen zu ihrem Lebensunterhalt bei, indem sie die gärtnerischen Anlagen als Therapiemaßnahme weitestgehend selbst bewirtschafteten. Die Pflegeanstalt wurde 1935 geschlossen, und die Gebäude wurden in die Heeres- und Luftnachrichtenschule integriert.

Die Heeres- und Luftnachrichtenschule

Auf Befehl des Chefs der Heeresleitung der deutschen Wehrmacht wurde 1934 mit dem Bau von Kasernen entlang der Heideallee begonnen. Die Errichtung fand im Zusammenhang mit dem damals noch geheimen Aufrüstungsprogramm statt und wurde unter dem Deckmantel des Baus einer Nudelfabrik vollzogen. Die Anlage bestand aus etwa 160 Unterrichts-, Mannschafts-, Werkstatt- und Garagenbauten sowie einem Kasino. Das Zentrum der Anlage war ein Exerzierplatz. Der ehemalige zivile Flugplatz Halle-Nietleben wurde ab sofort als Fliegerhorst militärisch genutzt. Für die Ausbildung stand eine eigene Flugstaffel zur Verfügung.

Im Sommer 1945 folgten den Soldaten der Wehrmacht die Soldaten der Sowjetarmee. Die sowjetische Garnison besetzte mit 15 000 Soldaten das Gelände bis zu ihrem Abzug am 12. Juli 1991. Danach beschlossen die Stadt Halle und das Land Sachsen-Anhalt, den Garnisonsstandort zu erwerben.

Der dritte Standort der MLU

Von 1995 bis 2002 entstand auf dem Gelände der Weinberg-Campus. Mehrere denkmalgeschützte Gebäude wurden für Institute der MLU saniert. So zog zum Beispiel das Institut für Agrarentwicklung in Mittel- und Osteuropa in das ehemalige Offizierscasino. Die MLU ließ aber auch viele neue Gebäude errichten. Inzwischen studieren hier nun Studenten der Fachbereiche Agrar- und Ernährungswissenschaften, Biochemie/Biotechnologie, Chemie, Informatik, Geografie, Geologie, Mathematik, Pharmazie, Physik und Sportwissenschaften. Außerdem siedelten sich zahlreiche außeruniversitäre Forschungseinrichtungen an. Damit erreichte die MLU ein großes Ziel: die Konzentration ihrer Naturwissenschaften. Der Weinberg-Campus bildet neben dem Universitätsplatz mit angrenzendem Universitätsviertel und den Franckeschen Stiftungen den dritten Standort der MLU.

Text: Nicole Kirbach

Foto: Postkartensammlung, Stadtarchiv Halle



Halle statt Harvard

Marian Kogler ist 18 Jahre alt und bereits wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Informatik in Halle. Mit 16 Jahren absolvierte er den Bachelor, ein Jahr später war er Diplomingenieur. Für den Berufseinstieg wählte er nun bewusst Halle.

Marian Kogler ist gerade erst von Wien nach Halle gezogen und wohnt übergangsweise in einer kleinen Pension am Stadtrand in Lettin. Für ein Foto ist es zu dunkel in der kleinen Küche, in der wir den Tisch so zurechtrücken, damit wir beide an ihm Platz nehmen können. »Mir gefällt Halle, ich denke, ich habe die richtige Entscheidung getroffen«, sagt Marian überzeugt und schmunzelt amüsiert darüber, dass für andere Halle eher einen Kompromiss darstellt. Er erklärt seine Entscheidung, nach Halle gekommen zu sein, damit, dass Professor Steiger im Bereich Theoretische Informatik ein anerkannter Spezialist sei und es hier zudem die Möglichkeit gäbe, neben der

Promotion als wissenschaftlicher Mitarbeiter zu forschen und zu lehren. Harvard oder andere renommierte Eliteuniversitäten kamen für ihn nicht in Frage. »Im angelsächsischen Raum ist solch eine Stelle ohne Doktorgrad gar nicht möglich.«

Promotion als wissenschaftlicher Mitarbeiter zu forschen und zu lehren. Harvard oder andere renommierte Eliteuniversitäten kamen für ihn nicht in Frage. »Im angelsächsischen Raum ist solch eine Stelle ohne Doktorgrad gar nicht möglich.«

Immatrikulation mit 13 Jahren

Der Arbeitsalltag beginnt 11 Uhr mit dem Checken der E-Mails. Darauf folgen Übungen und Besprechungen mit den Dozenten, um die Unterrichtseinheiten auf die Seminare und Vorlesungen abzustimmen. Darauf, dass Marian gerade erst volljährig geworden ist, verweist lediglich sein Äußeres. Sein bestimmter Ton erinnert vielmehr an einen Dozenten mittleren Alters.

Marian glaubt nicht, dass sein Alter bei den Studierenden Irritationen hervorrufen könnte. »Da ich neben meiner Lehrtätigkeit gleichzeitig auch Doktorand bin, einige ich mich mit den Kommilitonen meist unbürokratisch auf das gegenseitige Du.« Die meisten sind zwar älter als er, aber daran hat sich Marian längst gewöhnt. Seit dem 13. Lebensjahr ist er von Erwachsenen umgeben.

Damals begann er parallel zur Schule das Studium der Informatik an der TU Wien. Und weil der Stundenplan noch nicht voll war, widmete er sich zudem der Sprachwissenschaft und besuchte vereinzelt Vorlesungen der Mathematik. »Mein Tagesablauf war nicht anders als bei einem normalen Studium. Ich hatte eben nicht nur in einer Fakultät Unterricht, sondern nahm öfter auch die Metro in die andere Richtung.«

Von einer normalen Schulzeit konnte hingegen keine Rede sein. »Einmal kam ich, als eigentlich ein freier Tag war, in die Schule. Ich war so selten da, dass ich einfach nicht mitbekommen habe, dass kein Unterricht stattfand«, erzählt Marian und grinst. Ernst fügt er aber schnell hinzu, dass dies legal gewesen sei. Damit er Vorlesungen in der Uni besuchen konnte, durfte er die Schule schwänzen.

Außergewöhnliche Kindheit

Dass Marian hochbegabt ist, wurde seinen Eltern recht früh deutlich. Sein Vater, freier Schriftsteller, schlief gerne aus, wohingegen die Mutter, als Verwaltungsangestellte im Krankenhaus, immer sehr früh das Haus verließ. Die Kommunikation verlief also in der Regel über kleine Notizen. Als Marian mit zwei Jahren den Vater fragte »Papa, warum

steht da Achtung?«, stellten die Eltern verwundert fest, dass ihr Kleinkind bereits lesen konnte.

Ein IQ-Test mit einem Ergebnis von 150 Punkten brachte dann Gewissheit. Ein Jahr später konnte er schreiben, las Sachbücher und konnte mühelos dreistellige Zahlen addieren und subtrahieren. »Eine normale Kindheit oder Jugend hatte ich sicher nicht, eher eine außergewöhnliche«, fasst Marian nüchtern seinen Werdegang zusammen und erklärt, dass eben jeder etwas anderes vom Leben möchte.

Ungewöhnlich schnell berichtet Marian von seinem Leben. Dabei begleiten Gesten seine Worte fast hektisch. Seit seinem frühen Studienabschluss mit 16 Jahren begleitet die Presse den jungen Wissenschaftler, und so sind seine Antworten stets diplomatisch. Marians Vorstellung von einer »normalen« Jugend wirkt hingegen überraschend aufrichtig: »Ich habe mich nicht bis drei Uhr nachts ins Koma gesoffen oder war auf Partys. Soziale Kontakte hatte ich trotzdem. Ich ging mit Freunden lieber in ein Lokal und plauderte mit ihnen über alles Mögliche.«

Diskos und Konzerte besucht Marian nicht. Abwehrend schüttelt er den Kopf: »Das ist nichts, was ich unbedingt nachholen möchte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass mir die Atmosphäre dort gefallen würde.«

Klischees über Hochbegabte

Typische Teenagerprobleme wie Konflikte mit den Eltern hatte Marian nicht. Schon früh fühlte sich Marian im Stande, Entscheidungen selbstständig zu treffen, und seine Eltern vertrauten ihm in dieser Hinsicht. »Ich konnte heimkommen, wann ich wollte. Meine Eltern wussten, dass ich keine Dummheiten machte.«

Hin und wieder brachte die Hochbegabung aber Schwierigkeiten mit sich. »Von der ersten bis zur sechsten Klasse hatte ich heftige Probleme mit den Mitschülern.« Danach wechselte Marian die Klasse, und die letzten zwei Jahre verliefen ruhig. In der Universität herrschte durch die heterogene Struktur der Studenten ein unkompliziertes Klima.

Außerhalb begegnen ihm jedoch bis heute Vorurteile und Klischees. »Ich bin kein Misanthrop, der alle hasst, oder ein Einzelgänger, wie es einige glauben«, rechtfertigt sich Marian, »sondern ein Mensch, mit dem man durchaus gut auskommt.«

Seine Interessen gehen über Informatik hinaus. Er liest gern und mag die satirischen Lieder von Georg Kreisler. Befreit lacht Marian auf, als er den bekannten Titel »Gehn wir Tauben vergiften im Park« nennt. Sein seriöses Auftreten löst sich für Sekunden auf. Gewählt spricht er dann aber weiter: »Das ist natürlich durchaus makaber und satirisch. Teilweise sind die Inhalte auch politisch.«

Politik ist generell ein Themenfeld, mit dem sich Marian beschäftigt. »Vor allem Hochschulpolitik.« Auch er hatte sich im vergangenen Jahr aktiv an den Protesten und

der Besetzung eines Hörsaals in Wien beteiligt. Wenn auch nicht in der Intensität wie andere Studenten: »Ich wollte als Vortragender den Studenten nichts wegnehmen.« Monoton beantwortet Marian die letzten Fragen. Ungeduld scheint durch, als er mich zur Tür begleitet. Eine schnelle Verabschiedung, ein professionelles Lächeln. Es ist Samstag. Kein Ausflugs Wetter, und so kehrt Marian pflichtbewusst an den Schreibtisch seines Pensionszimmers zurück.

Text und Foto: Julia Glathe

Bildung mit Hindernissen

Als jüngster Akademiker Österreichs ist Marian Kogler in seinem Heimatland prominent genug, dass eine Verlegerin ihm vorschlug, ein Buch zu schreiben. Herausgekommen ist zum Glück keine Autobiographie mit Schwänken aus dem Leben eines Achtzehnjährigen, sondern ein



Bericht von den Erfahrungen eines Hochbegabten auf seinem Bildungsweg.

Dass er vor allem in der Schule auf Schwierigkeiten stieß, zeigt sich schon darin, dass er dieser Zeit den Großteil seines Buches einräumt. Starre Rahmenbedingungen, mobbende Mitschüler und verständnislose Lehrer kommen in vielen seiner exemplarischen Anekdoten zur Sprache. Sein recht unbekümmerter Umgang mit Autoritäten muss dabei nicht selten als vorlautes Verhalten angekommen sein.

Aus der Sicht eines studentischen Lesers kommt seine Zeit an der Universität dabei etwas zu kurz; insbesondere für Lehramtsstudierende kann die Perspektive eines Hochbegabten durchaus von Interesse sein, bevor sie im Schulbetrieb mit ihm konfrontiert werden. Ein Bonus ist sicher sein Bericht von dem Studierendenstreik in Wien und seine Schilderung der Stärken und Schwächen im österreichischen Bildungssystem, die zusammen 15 Seiten umfassen.

Kogler schreibt klar und leicht verständlich; lässt man sich auf die Subjektivität des Textes ein, so bietet er durchaus eine interessante Abendlektüre. Dennoch hätte dem Buch, obwohl es keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, der eine oder andere weiterführende Literaturhinweis gutgetan. Zudem kommen die knapp 200 Seiten des Buches durch ein sehr großzügiges Layout zustande, so dass das Buch, jedenfalls in der verfügbaren gebundenen Version, nicht unbedingt studentischen Preis-Leistungs-Erwartungen entspricht.

Text: Konrad Dieterich

- ♦ Marian Kogler, Gemischte Gefühle und anderer Zeitvertreib. Erfahrungen und Einsichten eines Hochbegabten. Wien: Seifert Verlag, 2010. 199 Seiten, 19,90 EUR



Susanne Wohlfahrt

Kein Bock auf Ehrenamt

Der Triftpunkt hat »Schluss gemacht«, und mit ihm erleiden immer mehr studentische Initiativen den Vereinstod. Niemand hat mehr Lust, Zeit oder Kraft, sich zu engagieren. Stimmt das?

Die sonst so belebten Räume der Studentenwerkstatt Triftpunkt e. V. sind seit ein paar Wochen wie leergefegt. Die letzte Party liegt schon eine Weile zurück. Sie war gut, aber sie war auch die letzte. Denn der Triftpunkt ist aus dem Wächterhaus ausgezogen. Die regelmäßig organisierten Kinoveranstaltungen, Vorträge und Partys gehören der Vergangenheit an. Der Grund für das Ende sind nicht etwa fehlende finanzielle Mittel oder ein Mangel an Besuchern, sondern eher die fehlende Zeit der Mitglieder. Denn die meisten von ihnen sind nach den drei Jahren Vereinsbestehen am Ende ihres Studiums angelangt und schreiben nun ihr Examen. »Wenn ein Verein hauptsächlich von studentischem Engagement lebt, steht er irgendwann generell vor dem Problem schwindender Mitgliederzahlen, da die meisten Studenten ihr Studium ja auch irgendwann abschließen«, bemerkt die Triftpunkt-Mitbegründerin Magdalena Wolf. Und an engagiertem Nachwuchs fehlte es der Studentenwerkstatt völlig. Ohne auf eine nächste Generation vertrauen zu können, blieb den wenigen aktiven Mitgliedern also nichts weiter übrig, als einen Schlussstrich zu ziehen.

Der Triftpunkt e. V. ist mit seinem Schicksal aber nicht allein. Sich durch ehrenamtliches Engagement an feste Ämter und Verantwortlichkeiten zu binden, scheint zunehmend unpopulär zu werden. Ob bei Parteien, Hochschulgruppen oder Vereinen wie dem Triftpunkt, laut Statistiken sinken die Mitgliederzahlen ins Bodenlose.

Keine Zeit durch Bologna?

Einen möglichen Grund dafür könnte die über sechs Jahre angelegte HIS-Studie von 2008 liefern. Demnach zeige die Mehrheit der befragten Studierenden zwar ein generelles Interesse für ehrenamtliches Engagement, jedoch hätten immer weniger Studierende auch die Zeit dafür. Ist das vielleicht ein mögliches Resultat der viel diskutierten Bologna-Reform? Dass durch die Überregulation der neuen Studiengänge studentische Freiräume, und damit auch die Zeit für ein Ehrenamt, immer mehr eingeengt würden, kritisieren schließlich nicht nur die Bildungstreiber.

Laut der Pressemitteilung des Triftpunkt e. V. ist das BA-/MA-System einer der Hauptgründe dafür, warum

die Studentenwerkstatt schließen musste. Denn der potentielle Nachwuchs studiert nicht wie die Triftpunkt-Begründer Diplom und Magister, sondern Bachelor und Master. So gibt auch Magdalena den neuen Studiengängen die Schuld am Ende des Triftpunkt-Vereins. Man müsse »natürlich feststellen, dass mit der flächendeckenden Bachelor-Einführung vielen schlicht die Zeit für außeruniversitäres Engagement fehlt, wir also aus dieser Ecke fast keine neuen Mitglieder gewinnen konnten.« Der MLU-Soziologe Prof. Dr. Ulrich Bröckling sieht das Problem ganz ähnlich. Die Studierenden »stecken durch die veränderte Studienorganisation, die mit den Bachelor-Programmen verbunden ist, in einem anderen Zeitregime, und das macht es schwerer, sich außerhalb des Studiums zu engagieren.«

Doch auch trotz straffem Stundenplan und enormem Leistungsdruck ist es in den neuen Studiengängen

gen möglich, sich zu engagieren. Das zumindest zeigt die studentische Initiative CultureConAction e. V., deren Mitglieder ausschließlich Bachelor und Master studieren. Ina Litterst, die aktiv im Verein tätig ist, sieht das Nachwuchs-Problem anders begründet. »Es ist nicht unbedingt die Zeitinvestition, denn wer sich die Zeit nehmen will, der nimmt die sich einfach. Das Problem ist eher, dass man niemanden hat, der mal einen längeren Zeitraum da ist und das

Wissen weitergeben kann.« Demnach sei die Studienzeit mit drei bzw. zwei Jahren viel zu kurz, um sich langfristig engagieren zu können. Das hat natürlich vor allem Auswirkungen auf die ehrenamtliche Tätigkeit bei Vereinen oder Parteien.

Doch weder das immer kleiner werdende persönliche Zeitfenster für studentische Partizipation noch die kurze Studiendauer können den Rückgang studentischen Engagements hinreichend erklären. Schließlich ist der Schwund an Vereins- oder Parteimitgliedern nicht erst seit ein paar Jahren zu beobachten, sondern unterliegt einem jahrzehntelangen Trend.

Neue Mentalität, neues Ehrenamt

Der eigentliche Grund für die leeren Vereinshäuser ist vielmehr ein gesellschaftlicher Wertewandel, der seit vielen Jahren die Mentalität und damit auch das Engagement der Studierenden verändert. Zu diesem Schluss kommt das Konstanzer Studierenden-Survey, das während der letzten 24 Jahre studentisches Engagement untersucht hat. Vor allem die Motive haben sich verändert. Waren die früheren Generationen eher von Idealen der Freiheit geprägt, wollten viel erreichen und hatten vor allem auch Gesellschaftskritik geübt, so versuchen die heutigen Studierenden »mit realen Verhaltensweisen mutige Bewegungen entstehen zu lassen«, so der MLU-Soziologe Prof. Dr. Sackmann.

Dieser Mentalitätswandel macht auch vor dem Triftpunkt nicht halt. »Die Mitgliederwerbung war eigentlich nicht das Problem, wir durften regelmäßig neue Gesichter im Vereinskreis begrüßen. Es ist vielmehr so, dass von vornherein nur ein Teil der Mitglieder aktiv war; die anderen beteiligten sich nicht direkt am Vereinsgeschehen, sondern erschienen dann zu den Veranstaltungen oder Partys«, berichtet Magdalena.

Das entspricht voll und ganz dem gegenwärtigen Trend. Anstatt sich für ein gemeinsames großes Ziel einzusetzen, wird heute eher nach Betroffenheit gehandelt. Man unterstützt also kaum noch die ganze Gruppe, sondern eher ein bestimmtes Projekt, das gerade behandelt wird. Aus dieser Motivation heraus hat sich auch der CultureConAction e. V. gegründet. Da es »für Geistes- und

Kulturwissenschaftler keine wirkliche Arbeitsmarkt-Perspektive« gibt, haben sich IKEAS-Studierende »spontan zusammengeschlossen«, um eine Firmen- und Kontaktmesse zu organisieren, erklärt Ina Litterst.

Zusätzlich wird diese projektartige Gemeinnützigkeit von einer zunehmenden Individualisierung begleitet. Die Gründe für das Interesse am Ehrenamt sind nicht mehr nur idealistischer Natur. Die 14. Shell-Jugendstudie kommt zu dem Ergebnis, dass selbstorganisierte Gruppen, wie etwa eine Bürgerinitiative, deutlich mehr Zuspruch finden. Parteien oder Gewerkschaften, deren Interessenkatalog viel größer ist, werden dagegen immer unpopulärer. Auch Ina erscheint Engagement in einer Partei »zu abstrakt und zu umfassend«. Die IKEAS-Studentin konzentriert sich »lieber auf einen Aspekt, der mir wirklich wichtig ist«.



Es entstehe ein »neues Ehrenamt«, so Prof. Dr. Sackmann. »Eine gesellschaftliche Tätigkeit soll auch angenehm sein.« Während man sich früher eher aus Gründen der Hilfsbereitschaft engagierte, stellt sich heute wohl die Frage, ob man Spaß an der Tätigkeit hat oder welche persönlichen und beruflichen Erfahrungen man sammeln kann. Das kann auch Ina bestätigen. Als Hauptmotivation benennt sie den praktischen Aspekt an ihrem Ehrenamt. Sie wolle aus dem Theoretischen »auch etwas machen«.

Besonders das soziale Engagement im Verein erfährt seit Mitte der 90er Jahre einen Wandel. War man früher eher in Verpflichtungen eingebettet, so wird heute mehr Wert auf Freiwilligkeit gelegt. »Die Zahlen der Mitglieder für freiwilliges Engagement sind leicht steigend, wohingegen verpflichtende Tätigkeiten an Beliebtheit verlieren«, bestätigt auch Prof. Dr. Sackmann.

Außerdem weist er auf eine zunehmende »Professionalisierung von Engagement« hin, die sich besonders darin ausdrückt, dass Ehrenamt heute nicht nur organisierter und praktischer, sondern auch in geregelteren Bahnen abläuft. Diese Entwicklung ist bereits an den studentischen Initiativen der MLU zu beobachten. So erleichtert der *CultureConAction e.V.* einerseits das Gespräch zwischen Studierenden und Unternehmen, bei der Mitorganisation kann Ina aber auch »Erfahrungen sammeln und

gucken, wo eigene Stärken und Schwächen liegen«. Durch diese Mischung aus gemein- und eigennützigem Verhalten entstehe eine »Balance zwischen dem, was man Geben und Nehmen möchte«, so Prof. Dr. Sackmann.

»Engagiert.Studiert!« als Wegweiser

Da sich durch das Bachelor-System die Zeit für zusätzliche Aktivitäten außerhalb der Universität enorm verringert hat, versucht die MLU Engagement in den Stundenplan zu integrieren. Wie etwa bei dem ASQ-Modul (Allgemeine Schlüsselqualifikation) »Engagiert.Studiert!« sollen so das soziale Engagement gestärkt und den Studierenden neben praktischen Erfahrungen auch Softskills vermittelt werden.

Die Idee, dass sich Engagement mit Lernen verbinden lässt, kommt bei den Teilnehmern der ASQ gut an, bestätigt Ines Jaschinski-Kramer, die im Rahmen der *FreiwilligenAgentur Halle e.V.* das Modul organisiert. Ebenso wie der Treffpunkt existiert »Engagiert.Studiert!« seit drei Jahren, findet aber im Gegensatz zu der Studentenwerkstatt jährlich mehr Interessenten.

Die wachsende Beliebtheit des Moduls erklärt sie vor allem damit, dass »das Engagementfeld nach eigenem Interesse wählbar und der Spaßfaktor groß ist. Auch der Transfer von Theorie und Praxis kann gewährt werden, und die Teilnehmer können Kompetenzen wie Teamgeist oder Konfliktfähigkeit ausbauen.« Aber inwieweit kann man eine ASQ als freiwilliges Engagement bezeichnen, da man für die Teilnahme fünf Credit Points bekommt? Frau Jaschinski-Kramer meint, dass »so ein Projekt zu einer aktiveren Zivilgesellschaft führt«, aber ist das für die kurze Zeitdauer von einem Semester überhaupt möglich?

Im Gegensatz zu »Engagiert.Studiert!« ist der Treffpunkt auf langfristiges Engagement angewiesen und scheint deswegen nicht dem Wesen der Zeit zu entsprechen. Doch auch wenn immer mehr traditionelle studentische Vereine schließen müssen, so gibt es zahlreiche neue Initiativen, die sich den gesellschaftlichen Problemen in einer anderen Form zuwenden. Zu welchem langfristigen Ergebnis das »neue Engagement« führt, kann nur die Zeit beantworten.

Text: Yvette Hennig, Stephanie Scholz
Illustration: Mia Ewald

Die Macht an der Universität

Die Professoren haben immer eine Mehrheit. Mitentscheiden können Studenten trotzdem. Sie müssen ihre Chancen jedoch auch nutzen. Über Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation an Hochschulen.

Tina Fuhrmann hebt die Hand. Rektor Wulf Diepenbrock erteilt ihr das Wort. Es geht um drei Professuren in der Landwirtschaft, die mit einem einmaligen Budgetzuschuss des Landes bezahlt werden sollen. Tina fragt, warum man die Stellen befristen wolle, wo sie doch auch der Lehre langfristig zugute kommen würden. Die Studentin spricht keine 30 Sekunden. Weitere Redner folgen. Einer hält einen Monolog über fünf Minuten.

Für Tina Fuhrmann ist dieser Ablauf mittlerweile zur Normalität geworden. Sie befindet sich an diesem 12. Mai 2010 auf einer der letzten Sitzungen des alten Senats. Zusammen mit Professoren und Mitarbeitern der Martin-Luther-Universität berät sie über die wichtigsten Entscheidungen an der Hochschule. »Man kann hier am meisten bewegen«, erläutert Tina ihre Motivation für das Amt. Als sie letztes Jahr als studentische Senatorin kandidierte, war sie gerade erst im zweiten Semester. Über die Liste der Sozialdemokratischen Hochschulgruppe Halle (SHG) schaffte sie den Sprung ins oberste Gremium der Universität.

Forderung nach Mitbestimmung

Immer wieder werden Stimmen laut, die fordern, dass es mehr Stellen, wie die von Tina geben sollte. Besonders bei den Bildungsprotesten des vergangenen Jahres wurde als einer der zentralen Punkte mehr Mitbestimmung an den Hochschulen gefordert. Wäre die studentische Stimme mehr gehört worden, so hätte man einige Fehler bei der BA-/MA-Reform vermeiden können und mancher Dissens wäre nicht entstanden, so die Überzeugung hinter der Forderung. Dass die Studenten an vielen Universitäten jedoch noch immer wenig Mitbestimmungsrecht haben, illustriert ein Beispiel aus Bayern.

Anfang Juni fanden an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) Präsidentenwahlen statt. Der höchste Posten der Hochschule wurde dabei vom sogenannten Hochschulrat gewählt. Das Gremium besteht zur Hälfte aus Hochschulangehörigen und zur Hälfte aus externen Personen. So ist der Vorstand des Hochschulrates gleichzeitig in der Unternehmensführung des Versicherers *Münchner Rück* beschäftigt. Unter den insgesamt 16 Personen befindet sich nur ein Student, was bei vielen der 45 000 Hochschülern der LMU Befremden hervorruft. Gerade über die höchste Personalie der Hochschule haben sie quasi keine Entscheidungsgewalt. Die Wahl am 1. Juni dieses Jahres illustrierte diese Ohnmacht eindrücklich. Der eher konservative amtierende Präsident Bernd Huber trat gegen den Philosophieprofessor Julian Nida-Rümelin an, der für den Erhalt von Orchideenfächern und eine studierendenfreundliche Universität eintrat und bei den Münchner Studenten hoch im Kurs stand. Nida-Rümelin ging offensiv mit seiner Kandidatur um, zeigte mediale Präsenz, wohingegen sich Huber sämtlichen öffentlichen Äußerungen verweigerte. Gewählt wurde er trotzdem. Nur ein Ratsmitglied stimmte nicht für Huber. Der studentische Vertreter im Gremium sprach sich auch nach der Wahl für Nida-Rümelin aus.

Gerichtlich verordnet: Professorenmehrheit

Ähnlich wie im Münchner Hochschulrat sind die Gewalten in allen universitären Gremien bundesweit verteilt. An der Martin-Luther-Universität zum Beispiel sind 86 Prozent der Hochschulangehörigen Studierende. Das Sagen haben jedoch andere: die Professoren. Obwohl nur 1,7 Prozent (mit Juniorprofessoren 1,9 Prozent) der Mit



glieder der Uni Halle Lehrstuhlinhaber sind, haben sie in den Gremien immer eine Mehrheit, die sogenannte Professorenmehrheit.

Sobald sich eine Diskussion dem Thema Professorenmehrheit nähert, wird der Beschluss des Bundesverfassungsgerichts von 1973 angeführt. In diesem als »Hochschul-Urteil« bekannten Rechtsspruch sahen die obersten Richter es als notwendig an, dass Professoren immer eine Mehrheit in den universitären Entscheidungsinstanzen haben, damit sie nicht in ihrem Recht auf Freiheit der Wissenschaft und Lehre eingeschränkt werden können. Solange es dieses Urteil gibt, wird es immer wieder in Frage gestellt und mit Alternativen konfrontiert. So wäre ein mögliches Gegenkonzept die paritätische Verteilung der Plätze in einem Gremium. Besteht eine Instanz beispielsweise aus vier verschiedenen Statusgruppen, so würde jede ein Viertel der Plätze im Gremium bekommen, so dass keine Partei ihren eigenen Willen gegen alle anderen durchsetzen kann.

Denn genau dieses Szenario ist an jeder Hochschule möglich, solange die höchsten Hochschullehrer eine automatische Mehrheit besitzen. Auch Tina Fuhrmann hat manchmal das Gefühl, dass die Professoren ihre Macht nutzen, um bestimmte Themen nicht zu diskutieren: »Da kommt dann die typische Antwort: »Das wird vertagt« oder »Wir verhandeln es später«.«

So war es auch, als man über das Hochschulgesetz im Senat debattierte und die studentischen Senatoren forderten, dass jedem Bachelorabsolventen in Sachsen-Anhalt ein Masterplatz garantiert werden soll. »Da hat man ganz groß dagegen geschossen, zumal wir nicht nur Senatsprofessoren gegen uns hatten, sondern auch Dekane«, erzählt Tina. »Es wurde auf jeden Fall erst einmal mit dem Verweis, es könne

auch auf Uniebene geregelt werden, abgelehnt. Wieder angesprochen wurde es aber bis heute nicht.«

Nutzen, was wir haben

Der Romanistikprofessorin Edeltraud Werner sind aus ihrer Zeit im Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät II solche Praktiken fremd: »Also es war nie so, dass die Professoren als Einheit irgendetwas gegen den Willen der anderen Mitglieder durchgedrückt haben.« Zudem, bemerkt die Studiendekanin »sind die Professoren ja auch keine homogene Gruppe, die als Einheit handelt.« Werner spricht sich für eine Professorenmehrheit aus, weil die Lehrstuhlinhaber am Ende ja auch für Lehrangebote und Forschung verantwortlich seien.

Die Sitzverteilung in den universitären Gremien ist ein kontroverses Thema. Nüchtern betrachtet, ist sie undemokratisch, hat aber durchaus eine Legitimationsgrundlage, für die die Studierenden selber gute Argumente liefern, wie auch Rektor Wulf Diepenbrock bemerkt. In einem Interview mit der *hastuzeit* im April weist er auf die Möglichkeiten zur Partizipation und ihre Inanspruchnahme hin: »Bevor wir die Beteiligung ausdehnen, sollten wir erst einmal das, was wir haben, besser nutzen.«

Eine solche Möglichkeit gab es in den Instituten der Philosophischen Fakultät II Anfang des Jahres. Vom Dekanat initiiert fanden dort Vollversammlungen statt. »Wir wollten evaluieren, wie die neuen Studienprogramme angelaufen sind«, erklärt Studiendekanin Edeltraud Werner, »wobei uns auch die Stimme der Studierenden wichtig war.«

Der Andrang bei den Vollversammlungen war durchaus unterschiedlich. »Bei der Slawistik waren zum Beispiel sehr viele Studierende anwesend, wohingegen die Romanistik schlecht besucht war«, erinnert sich Werner.

Auch die Vollversammlung der Medien- und Kommunikationswissenschaften gab ein eher trostloses Bild ab. Das Verhältnis Dozenten zu Studenten lag zeitweise bei eins zu eins. »Ein bisschen mehr studentisches Interesse hätte ich mir schon gewünscht«, resümiert Edeltraud Werner.

Beteiligung auf anderen Wegen

Dass die Möglichkeiten zur Partizipation da sind, aber nur von wenigen genutzt werden, beobachtet auch Tina Fuhrmann: »Das fängt bei einer geringen Wahlbeteiligung an und endet bei Kommissionen, die keinen studentischen Vertreter haben, weil einfach niemand die Aufgabe übernehmen will.« Und selbst gewählte Gremiumsmitglieder nutzen ihr Amt zum Teil gar nicht. So blieb der Platz eines studentischen Senators fast die gesamte Legislatur leer, wie Tina erzählt.

Wenn die Chancen sich einzubringen, nicht genutzt werden, wird es schwer, die Forderung nach mehr Partizipation aufrechtzuerhalten. Da das Interesse an Hochschulpolitik gering ist, muss man vielleicht einen direkteren Weg suchen, um Beteiligung zu generieren. Im Vorfeld zur Rektorenwahl an der Martin-Luther-Universität wurde zum Beispiel dazu aufgerufen, Vorschläge einzureichen.

Die Fachschaft Gestaltung an der Bauhaus-Universität Weimar initiierte sogar einen Blog, um aktive Teilnahme zu ermöglichen. Er trägt den Namen »Was ihr wollt« und stellt die Studierenden der Hochschule vor klare Entscheidungen. So wurde Anfang des Jahres die Frage verhandelt: »Wen wollt ihr als Grafikdesigngastprof?« Bis zur Schließung der Kommentarliste wurden 34 Meinungen abgegeben und viele Kandidaten gesammelt, die anschließend zu einer Prioritätenliste zusammengefasst und an die Berufungskommission übergeben wurde.

Deren Vertretern, die auch in Weimar mehrheitlich Lehrstuhlinhaber sind, musste man nun vertrauen. Lisa Rost vom FSR Gestaltung sieht die Liste trotzdem

in guten Händen: »Wir sind in der glücklichen Verfassung, dass die Professoren größtenteils auf uns hören. Das Sammeln von Vorschlägen ist erfahrungsgemäß sehr erfolgreich.«

Ein bisschen Kontinuität

Selbstverständlich ist nicht jede Hochschule in einer solchen »glücklichen Verfassung«. Es ist jedoch trotzdem anzunehmen, dass die Entscheidungshoheit bei den Professoren in den meisten Fällen in guten Händen ist. Der Grund: ihr Sachverstand. Die höchsten Lehrer an der Hochschule sind in ihrer Position so ziemlich am Ende der akademischen Leiter angelangt und haben über viele Jahre hinweg den Wissenschaftsbetrieb miterlebt. Sie sind nicht allein Experten in ihrem Fachgebiet, sondern auch in der Hochschulpolitik. Ihre Erfahrung macht sie zumindest den Studenten in den Gremien überlegen.

Für die studentischen Vertreter ist eine längerfristige Wirkungszeit fast unmöglich. Tina Fuhrmann und ihre Mitsenatoren kamen 2009 komplett neu in den Senat. »Wir mussten uns erst einmal in das Gremium einfinden und am Anfang hatte ich schon das Gefühl, dass man ein Jurastudium braucht, um im Senat mitzuarbeiten«, erzählt Tina. Ein Jahr brauche es, um richtig mitarbeiten zu können, meint die Studentin. Bei einer Regelstudienzeit von sechs Semestern sind allerdings zwei Jahre Gremientätigkeit für die wenigsten möglich. Tina Fuhrmann jedoch hat sich noch einmal aufstellen lassen. Über die Liste der SHG hat sie erneut einen Sitz im Senat bekommen und wird im nächsten Jahr ihre Arbeit fortsetzen. Themen sind genug da. So hat sie sich in der Sitzung am 12. Mai auch dafür stark gemacht, dass alle Masterstudiengänge an der MLU kostenfrei sind. Das Thema wird den Senat in der nächsten Legislatur erneut beschäftigen.

Text: Julius Lukas

Illustration: Susanne Wohlfahrt



»Als Vorbild fungieren«

Studentisches Engagement scheint aus der Mode zu sein. Es fehlt an Motivation, Geld und Zeit. Ute Larsen (23) verzichtet dafür gern mal darauf, zu schlafen oder zu duschen.

Ute, du bist Mitglied im Lokalen Aktionsplan für die Stadtratsfraktion der SPD, stellvertretende Vorsitzende des Ortsvereins der SPD Oberes Murrta (Baden-Württemberg) und Mitglied der Jusos in Halle. An der Uni arbeitest du im StuRa, bist Senatssprecherin und engagierst dich im Bildungsstreik. 2009 warst du außerdem Mitbegründerin der Sozialistischen Jugend Deutschland »Die Falken« in Halle. Das klingt nach viel. Ist Student sein allein nicht schon ein Full-Time-Job?

Das kommt immer darauf an, wie man seine Module legt, ob man innerhalb der Regelstudienzeit studieren möchte oder nebenbei noch was für die Gesellschaft tun will und dafür länger studiert. Immerhin macht mir unsere Gesellschaft das Studieren überhaupt erst möglich. Deshalb ist mir letzteres wichtiger, als mein Studium so schnell wie möglich abzuschließen. Ich finde, Partizipation ist unumgänglich in unserer Zeit, beziehungsweise in einer Demokratie, wenn wir wollen, dass sie nach unseren Vorstellungen funktioniert.

Und wie läuft denn das Studium, wo du doch viel anderes zu tun hast?

Ich brauche länger, als die Regelstudienzeit vorsieht, aber sonst hat das Engagement kaum Auswirkungen auf mein Studium. Wenn ich, wie heute Morgen, mal eine Vorlesung verschlafe, dann arbeite ich das nach. Ich will meinen Bachelor auch gut abschließen und danach den Master belegen, in Friedens- und Konfliktforschung. Beim Studieren lebe ich richtig auf. Neben dem Basteln an der Gesellschaft will ich auch meinen Fähigkeitenhorizont erweitern.

Du bemerkst sicher, dass die wenigsten Studenten so denken. Bist du wütend darüber?

Ich hatte erst Montag eine Veranstaltung mit gesellschaftskritischer Diskussion. Da machte eine Frau auf etwas Wichtiges aufmerksam. Fast jeder Student ist in seiner eigenen Art sozial engagiert. Manche arbeiten in Parteien oder bei der Tafel, andere helfen im Sportverein, sind künstlerisch aktiv oder kümmern sich intensiv um ihre Freunde. Jeder macht eben das, wo seine Talente liegen. Der eine findet die im Fachschaftsrat, der andere, indem er

seine Oma unterstützt. Ich bin der Meinung, dass es den unsozialen Studenten so nicht gibt, das ist eher eine Randerscheinung. Ich habe auch Verständnis für deren Zurückhaltung. Viele der Studenten stehen unter finanziellem Druck und somit hohem Zeitmangel. Kaum einer legt sich die Module nach dem eigenen Zeitplan, da steht viel wahrgenommener Druck dahinter, der so ausgeprägt nicht existiert. Außerdem zögern Studierende auch oft deshalb, weil sie von ihrer Selbstwirksamkeit nicht überzeugt sind. Das merken alle Vereine, auch wir in der Studierendenbewegung.

Wie kommt es, dass du von deiner Selbstwirksamkeit überzeugt bist?

Ich bin schon sehr früh mit der Shoah-Thematik in Kontakt gekommen. Aus der Geschichte habe ich gelernt, mich einzubringen, damit bestimmte Dinge nicht wieder passieren. Dinge, die in meinen Augen Ungerechtigkeit darstellen. Wenn ich wie eine Leiche im Wasser treiben würde, könnte ich nicht erwarten, dass die Gesellschaft so funktioniert, wie ich sie mir vorstelle. Meine Mutter hat zu mir immer wieder gesagt, ich müsse so handeln, dass ich mir am nächsten Morgen im Spiegel noch in die Augen sehen könne. Im Großen und Ganzen kommt die Motivation wohl aber von meinem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn.

Hast du auch Momente für dich allein, in denen du das ausblenden kannst?

Ja. Ich schreibe Tagebuch. Oft vor dem Schlafengehen setze ich mich ganz bewusst hin, zur Selbstreflexion. Ich male auch sehr gern. Über diese Dinge kann ich mich selbst ausdrücken. Vor allem nach meiner psychiatrischen Behandlung wurde mir klar, dass ich mir solche Momente nehmen muss. Ich höre dennoch oft von Freunden, wann ich denn das letzte Mal geduscht, geschlafen oder die Wohnung aufgeräumt hätte.

Bleibt dir bei all dem auch Zeit für deine Freunde?

Bis zu meinem Zusammenbruch im letzten Jahr habe ich hier in Halle viel aufgegeben, weil ich oft nach Baden-



Ute spricht zu den Studierenden im besetzten Audimax beim Bildungsstreik 2009

Württemberg gefahren bin oder häufig bis tief in die Nacht im StuRa gearbeitet habe. Seitdem habe ich aber etwas zurückgeschraubt. Viele meiner Freunde kenne ich ja durch Organisationen, aber für die anderen ist es schon schwierig mit mir. Aber wenn zum Beispiel eine Freundin anruft und Liebeskummer hat, dann stehe ich auch schon einmal von einer Sitzung auf, um sie zu trösten. Freunde sind wie eine Familie, sie haben immer oberste Priorität.

Wie motivierst du dich immer wieder neu? Bekommst du denn irgendetwas zurück von den Studenten, von den Dozenten oder von den Leuten, denen du hilfst?

Das ist keine klare Rechnung beim Ehrenamt. Die Leute im Asylbewerberheim, die werden niemals erfahren, dass ich mich für sie engagiere, mir niemals etwas »zurückgeben«. Ich finde es einfach toll, dass ich die Möglichkeit habe, die Welt zu gestalten, wie ich es mag. Und es fühlt sich so gut an zu wissen, dass es ihnen am Ende etwas besser geht. Ich treffe immer wieder interessante Menschen, die mein Leben bereichern. Ich bin gerade dabei, jemandem ein Ausbildungsvertrag zu besorgen. Es wäre so toll, wenn das klappen würde. Außerdem habe ich in meinem gesellschaftlichen Engagement mehr über das Leben gelernt als jemals in der Schule oder an der Universität.

Hast du vor, auch nach dem Studium noch so viel Engagement zu zeigen?

Ich glaube, mit dem Alter wird man gesetzter. Ich werde niemals aufhören, mich ehrenamtlich zu engagieren, nur die Aktionsformen werden bestimmt andere. Dann werde ich wahrscheinlich nicht mehr schreiend auf der Straße stehen. Vielleicht werde ich mich um politische Kinder- und Erwachsenenbildung kümmern. Ich werde versuchen, als Vorbild zu fungieren und zu vermitteln, dass man etwas verändern kann, wenn man mit anpackt. Dann kann ich als Vorbild fungieren.

Kannst du denn zufrieden mit dem sein, was du schon erreicht hast?

Ich zweifle immer daran, ob ich genug tue. Wenn ich dann wieder an einem Bettler vorbeilaufe, sehe ich, dass noch so viel Arbeit übrig ist, dass die Gesellschaft einfach noch nicht funktioniert. Es gibt immer noch mehr, wo man mit anpacken muss. Allerdings kann ich beruhigt in den Spiegel sehen!

Ute, vielen Dank für das Gespräch!

Interview: Franziska Weiß
Foto: Bildungsstreik 2009

Den direkten Weg gehen

Anstatt sich über die Studiensituation zu beschweren, ergreifen einige die Initiative. Die Studentische Förderinitiative der Naturwissenschaften e. V. bietet zum Beispiel zusätzliche Lehrveranstaltungen an.

Bei den knappen finanziellen Mitteln, die den Universitäten zur Verfügung gestellt werden, bleibt einem manchmal kaum noch etwas anderes, als sich mit den Problemen zu arrangieren. Da heißt es dann morgens, sich schnell einen Platz an der Sonne zu sichern und als erste in den bald überfüllten Hörsaal zu drängen.

Anstatt mit dem Strom zu schwimmen, kann man aber auch versuchen, etwas zu ändern, indem man zu den bestehenden Strukturen »etwas daneben packt«, so Matthias Müller von der *Studentischen Förderinitiative der Naturwissenschaften e. V. (SFI)*. Als die Gründer 2006 mit der Studiensituation unzufrieden waren, fragten sie sich: »Beschwere ich mich so lange, bis es jemand macht, oder mache ich es einfach selbst?« Und so organisiert der Verein unabhängig von universitären Lehrplänen Veranstaltungen für Naturwissenschaftler, die vor allem auch die Verzahnung mit der Praxis gewährleisten sollen. »Die Universität bildet uns zu Akademikern aus. Was aber nicht abgedeckt werden kann, ist, dass der Großteil in die freie Wirtschaft geht und es keine Möglichkeit gibt, da hineinzuschnuppern«, so Matthias. Dabei ist der Grundgedanke, dass vor allem Unternehmen von gut ausgebildeten Studenten profitieren und angehende Arbeitskräfte auf künftige Aufgaben vorbereitet werden können. Die Unternehmen überlassen den Studenten gern einen Referenten, der zum Beispiel erklärt, wie man einen Forschungsantrag schreibt. Oder sie laden die Teilnehmer des ASQ-Moduls »BWL für Naturwissenschaftler« zu Unternehmensbesichtigungen ein und referieren über die betriebliche Wertschöpfungskette im Pharmaunternehmen.

Zudem organisiert der Verein Tutorien, die für Studenten eine Nachhilfefunktion begleiten sollen. Aufgrund mehrfacher Probleme im Fachbereich Genetik wird etwa ein zusätzliches Tutorium angeboten, um den Lernstoff aufzubereiten.

Da bei dieser eigentlich außeruniversitären Veranstaltung nicht auf die »Ressourcen der Universität zurückgegriffen werden soll«, werden die Dozenten dann auch bezahlt, so Matthias. Die SFI übernimmt somit eine Aufgabe der Universität und zugleich ein Stück ihrer Verantwortung. Die zusätzlichen Seminare und Tutorien plant und organisiert jetzt die Studierendenschaft. Das Ziel der Mehr-Bildung wird nun zwar nicht unbedingt besser, aber wenigstens auf einem direkteren Weg erreicht.

Der Trend zur Selbsthilfe setzt sich auch an anderen Universitäten fort. An der Berliner Humboldt-Universität bekommt man als finanzieller Unterstützer eine Plakette auf den symbolisch gekauften Hörsaalstuhl. Und die Privatuniversität Witten/Herdecke würde ohne eine studentische Initiative wohl gar nicht mehr existieren. Dort haben sich Studierende aus verschiedensten Fachbereichen zusammengefunden, um Unternehmen zu beraten. Damit haben sie 300 000 Euro verdient, die dann an die Universität gespendet wurden.

Die Spenden, die die SFI erhält, bestehen dagegen eher aus der Zeit, die die Dozenten für die Studierenden opfern. Die Unternehmen betreiben damit nicht nur Werbung in eigener Sache. Es besteht auch die Gefahr, dass das Mittel zum Selbstzweck wird und Studierende in unternehmenspolitische Schranken gewiesen werden. Wenn Denkprozesse zu einseitig entwickelt werden, dann kann das im Sinne der unabhängigen Forschung/Entwicklung problematisch werden. »Wir wissen, dass die Firmen in gewisser Weise in den universitären Betrieb eingreifen, aber wir lassen uns die Entscheidung, wie ein Konzept umgesetzt wird, nicht abnehmen«, meint Matthias dazu.

Trotzdem verliert die Universität als freie Forschungsinstanz damit an Gewicht. Eine absehbare Lösung für dieses Problem gibt es aber derzeit nicht, denn die Universität verliert weiterhin an Autorität, wenn ihr die nötigen Mittel nicht zur Verfügung gestellt werden. Man könne das natürlich alles ganz furchtbar finden oder »es hinnehmen, wie es ist«, findet Josefin Müller, die seit letztem Jahr ebenfalls im Verein ist, aber man könne auch »Engagement zeigen, um etwas zu verbessern«.

Text: Yvette Hennig

Illustration: Susanne Wohlfahrt



Survival of the poorest

Trotz Kindergelderhöhung erinnern die Geldbestände der meisten Studenten an die schönen, weiten, aber leeren Steppe der brandenburgischen Einöde. Da den Studenten mit der Einführung der modularisierten Studiengänge endgültig die Fähigkeit zum selbstständigen Denken genommen wurde, sahen wir uns gezwungen, alle studentischen Sparmöglichkeiten alphabetisch zu ordnen und den Massen zugänglich zu machen.

Texte: Reinhold Schwenzer, Stefanie Sachsenröder

Illustration: Anka Büchler



Als *Abendbegleitung* auf Klassentreffen älterer Damen/Herren erscheinen, die keinen Ehepartner oder Lebensgefährten präsentieren können.

In den Bibliotheken auf zerbrechlich aussehende Mädels warten und diesen anbieten, für sie als *Bücherschlepper* zu fungieren.



In der Mensa herumschleichen und darauf warten, dass jemand seine Studentenkarte vergisst. Danach den jeweiligen Kommilitonen anschreiben und *Finderlohn* verlangen.



»*Computerexperte* hilft Rentnern bei Computerproblemen« als kostenlose Kleinanzeige in der Fritz inserieren, dann beim ersten Termin Onlinebanking einrichten, TAN-Liste kopieren und Transaktionen auf das eigene Konto vornehmen.

Donuts aus der Mülltonne hinter Netto kramen, kurz in die Sonne legen und dann ahnungslosen Lehramtsstudenten vor der Tulpse verkaufen.



WG-Besichtigungstermine um die Mittagszeit ausmachen und hoffen, zum *Essen* eingeladen zu werden

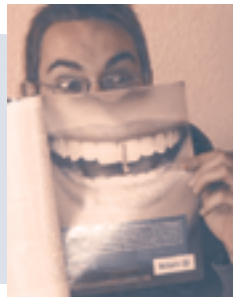


• Fortsetzung folgt. Hast auch Du einen unerhörten Gedanken, wie Deine Kommilitonen finanziell über die Runden kommen können? Dann schick ihn bitte an uns, vielleicht findet er sich im nächsten Heft wieder: redaktion@hastuzeit.de

Andere Länder, andere Sitten

Einheimische und ausländische Studenten berichten von ihren Erfahrungen als Austauschstudis in weltweit unterschiedlichen Hochschullandschaften.

Teil 2: Wie es sich lebt in Studentenwohnheimen in Halle und Opole



»Welcome* to Tijuana, tequila, sexo y marihuana ... welcome! weeeelcome!« so klingt eines der Lieblingslieder des Moduls über mir. Aber Stampftechno ist auch beliebt. Komisch, es ist Freitagabend und eigentlich gar keine Zeit für Parties. Wie ist das zu erklären?

Eine meiner Kommilitoninnen hat mal Folgendes geschrieben: »Ich persönlich kann die Unterkunft im Wohnheim in Polen nur empfehlen. Man kann sehr gut neue Leute kennenlernen, und es ist immer viel los. Allerdings sollte man keinen zu leichten Schlaf haben.« Sehr treffend formuliert, finde ich.

Gehen wir noch etwas ins Detail. Für die Zeit meines Erasmus-Semesters in Opole habe ich die Chance, die Wohnheimsituation hier auch näher kennenzulernen. Zunächst lässt sich feststellen, dass das Modell »Wohnheim« weitaus präsenter und verbreiteter ist als in Halle. Alle Austauschstudenten und auch das Gros der Oppelner Studis sind in den zahlreichen »akademiki« untergebracht. Allein in meiner direkten Nachbarschaft gibt es drei weitere große Komplexe, die alle bis aufs letzte Bett belegt sind. Erasmis bekommen in Opole grundsätzlich Betten im »Niechcic«, dem neuesten, modernsten und damit komfortabelsten Wohnheim der Stadt. Hier teile ich das Zimmer von geschätzten 25 m² mit zwei polnischen Studenten. Das ganze »Modul« (je ein 3- und ein 2-Bettzimmer) nutzt die kleine Küche und ein Bad zusammen. Komfort? Auf jeden Fall! Standard ist eher, dass Dusche und Herd von der kompletten Etage genutzt werden.

Wer, wie ich, aus einer ruhigen hallischen Hinterhof-Singlewohnung kommt, der muss sich schon warm anzie-

hen, denn mal ganz abgesehen von dem akuten Mangel an Privatsphäre ist heitere und feucht-fröhliche Ablenkung an jedem Abend der Woche garantiert. Hier im Studentendorf ist die Woche auf den Kopf gestellt: Wochentags (und zwar jeden) gibt's Party, am Wochenende wird nach Hause gefahren. Der Campus und die Wohnheime werden dann gespenstisch leer und ruhig. Kontemplation und das Abarbeiten von Unistoff sollte dringlichst auf diese Tage gelegt werden, weil spätestens Montagabend wieder an der Sirene gezogen wird. Die Gruppen sammeln sich dann etagen- oder studienfachbezogen und begießen den Tag in jugendlicher Ausgelassenheit entweder in einem der Zimmer zu Musik von Youtube oder in einer der Discos oder Klubs am Platze. Oder beides. Für den weniger trinkfesten Deutschen endet so ein Abend mitunter etwas schneller.

Ein unschlagbares Argument für polnische Wohnheime ist also die Geselligkeit, die dort herrscht. Man bekommt ein kleines lautes Heim zum wirk-

lich angemessenen Preis (ca. 90 Euro

im Monat). Und wenn der deutsche Erasmusstudent dann genug Vokabeln gelernt hat, kann er ins Modul eine Etage drüber gehen und anklopfen. In jedem Fall kriegt er dort einen Drink und viel Aufmerksamkeit. Auch am Freitagabend.

»*Zapraszamy!«



Wolność: Zawsze chciałam to mieć. Wprawdzie jestem już wystarczająco dorosła, ale jak się ciągle mieszka u rodziców i się jest od nich zależnym finansowo to nie można mówić o prawdziwej wolności. Chciałam poznać też inny sposób życia. Dlatego zdecydowałam się wziąć udział w programie Socrates-Erasmus. Ponieważ studiuję w Polsce germanistykę, było dla mnie jasne, że chcę wyjechać do Niemiec. Na czas mojego pobytu w Niemczech chciałam zamieszkać w jednym z akademików. Tym bardziej, że już miałam okazję „poznać” kilka niemieckich akademików, n.p. jak moja przyjaciółka była na „erasmusie w Dreźnie.

Warunki w akademiku były w porządku, dlatego nie zastanawiałam się długo. Niemieckie akademiki są wprawdzie w porównaniu do polskich drogie, ale tutaj standard jest znacznie wyższy. W Polsce trzeba często dzielić mały pokój z wieloma osobami. Łazienka też jest zazwyczaj dla ogólnego użytku w korytarzu, dlatego nie ma się w ogóle swojej prywatności. Po moich internetowych poszukiwaniach wybrałam akademik w kampusie Weinberg. Na zdjęciach wyglądał porządnie. Cztery bloki i duża liczba osób w nich mieszkających przekonały mnie. Nad tym, że Instytut Germanistiki znajduje się w centrum miasta, a mój akademik na obrzeżach, nie łamałam sobie głowy. Na szczęście można wszystko osiągnąć w miarę szybko komunikacją miejską w szczególności tramwajami. Bardzo się cieszyłam na moje nowe życie w Halle i mieszkanie w akademiku.

Jedyna rzecz, która była dla mnie z higienicznych względów wątpliwa, była wspólna łazienka. Także nie chciałam mieszkać na parterze, ponieważ wydawało mi się to nieprzyjemne i niebezpieczne. Nie muszę mówić, jak bardzo byłam rozczarowana, kiedy się wprowadzałam do mojego nowego pokoju, oczywiście dostałam pokój na parterze. Jednak podczas wnoszenia moich rzeczy okazało się to dużym plusem. Teraz nie muszę chodzić po schodach ani czekać na windę. Jestem bardzo zadowolona ze standardu w jakim mi przyszło mieszkać.

Wszystko jest świeżo wyremontowane, wyposażone i czyste. O to ostatnie musimy się w sumie sami troszczyć.

W moim WG rozwiązaliśmy to za pomocą „pucplanu“ czyli grafiku sprzątania. Dzięki wspólnej kasie zawsze możemy zakupić potrzebne to tego środki czystości. Pomimo, że nie ma u nas tzw. świetlicy, czyli wspólnego pokoju dla wszystkich, imprezy można organizować w kuchni. Jestem bardzo zadowolona z mojego wyboru, choć życie z tyloma osobami nie składa się tylko z zalet. Odwiecznym problemem kobiet są długie wizyty w łazience. Jeśli mieszka się z więcej niż z jedną kobietą może być to czasem problemem. Trzeba często pójść na kompromis, żeby we wspólnocie mieszkaniowej trwał spokój i przyjazne stosunki. Wspólne gotowanie też jest super, szczególnie jeśli poznaje się kulturę i jedzenie z innych krajów.



Illustration: Susanne Wohlfahrt

• Eine deutsche Übersetzung des Textes findest Du auf unserer Website: www.hastuzeit.de.

Von Äpfeln und Birnen

Wie zwei Studenten der MLU unter unterschiedlichen Studienordnungen studiert und gleichzeitig einen Roman geschrieben haben.

Zweieundzwanzig Semesterwochenstunden, noch mal so viel Zeit fürs Selbststudium, und ASQ-Module soll man auch noch belegen. So ungefähr sieht's doch aus für den Bachelor-Studenten, wenn ihm sein Abschluss lieb ist – und da der auch teuer sein kann, geht er nebenbei noch arbeiten. Das war doch nicht immer schon so. Wo bitte-schön soll einen da noch die Muse in einer Mußestunde auffinden, um einen zur neuen Hoffnung der jungen deutschen Literatur zu küssen? Ist das das neue Klischee des von Modulen und Anwesenheitslisten unterjochten Bachelor-Studenten? War früher alles besser?

Bernhard Spring, den hat die Muse anscheinend schon öfter geküsst, Anfang Mai war er sogar in einer drin, das heißt, in der nach ihr benannten Buchhandlung. In der Buchhandlung am Markt hatte der 26-jährige Germanistik- und Geschichtsstudent seine bisher letzte Lesung zu seinem historischen Halle-Krimi »Folgen einer Landpartie«, der dieses Jahr im *Mitteldeutschen Verlag* erschienen ist. Bereits seit 2002 werden Texte von ihm veröffentlicht, die ersten in Anthologien und Tageszeitungen.

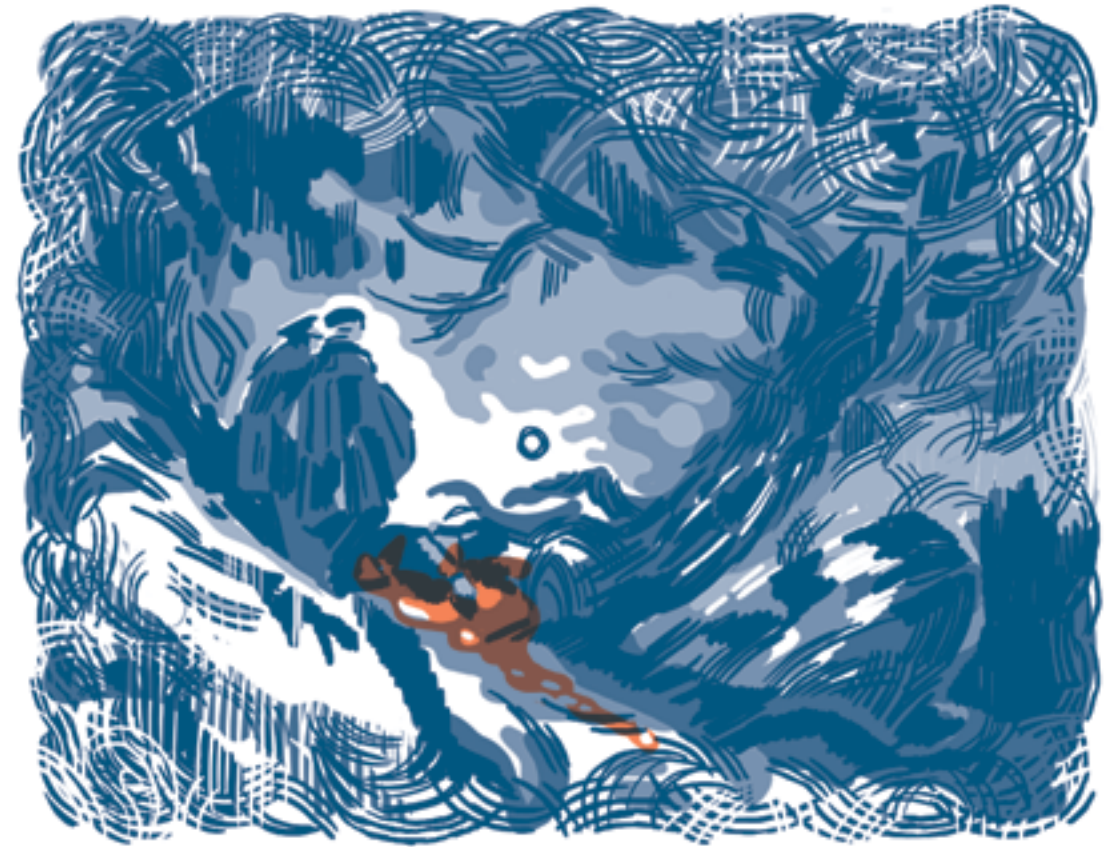
Das Studium habe das eigene Schreiben verändert, sagt er: »Man schreibt reflektierter, weil man die wissenschaftliche Herangehensweise erlernt und dadurch das eigene Schreiben stärker reflektiert und prüft.« Dass er durch sein Studium ein Romantikseminar belegen musste, war unausweichlich. Dass er dadurch auf ein Eichendorff-Buch seiner Dozentin aufmerksam wurde, erwies sich als besonderer Glücksfall für Bernhard. Dieses Buch sollte so etwas wie die Initialzündung sein für seinen Roman, in dem der junge Eichendorff in einen Mordfall verwickelt wird.

Bernhard, der seinen Roman während seines Magisterstudiums geschrieben hat, war zudem – und ist es noch – Hiwi für einen seiner Professoren. Da haben wir ihn, den Zeitfresser Nebenjob. Der kann ihm doch kaum genügend kreative Krümel übrig gelassen haben. Wie hat er denn da an einem längeren, zusammenhängenden Text arbeiten können? Bernhard lehnt sich zurück, verschränkt die Hände hinterm Kopf, er scheint die Unwissenheit des Fragenden nicht ganz nachvollziehen zu können und stellt ihm die Gegenfrage: »Du studierst Bachelor, richtig?« Beim Magisterstudium kann man sich ja bekanntlich selber einteilen, wie viel man gerade machen kann in diesem

Lebensabschnitt. Weil ich mich am Ende des Studiums befinde, ist nicht mehr allzu viel zu tun, trotzdem reicht's noch, um eine gefüllte Woche zu haben.«

Wie ist es nun aber bei Max Rössner, einem 23-jährigen Studenten der Germanistik und Philosophie, der im vierten Semester seines Bachelorstudiums ist, woher nimmt er die Zeit, die man zum Schreiben braucht, kommt einem das Studium nicht manchmal ungelegen, wenn man schreiben will? Braucht man dafür nicht eine gewisse Schreibroutine? Wie Balzac, der sich täglich von ein Uhr nachts bis um acht an seinen Schreibtischkarren geschnitten hat. Während Bernhard Spring diese Regelmäßigkeit nicht braucht, mal in einer Woche, wie es beim Roman der Fall war, über 160 Seiten schreiben kann, dafür aber auch mal wochenlang nichts, zwingt sich Max schon mal zum Schreiben. »Niemand sagt, dass Schreiben leicht ist, dass es alles Spaß macht. Wenn man mit solchen Widrigkeiten konfrontiert wird, muss man sich selber Strategien zur Überwindung ausdenken.« Max schätzt die Müdigkeit beim Schreiben, ein Grund, warum er am liebsten nachts schreibt. Aber was ist dann am nächsten Morgen, wenn er zur Uni muss? Oft bleibt er dann zuhause, denn so streng sind die Anwesenheitskontrollen auch nicht, gerade in den Vorlesungen gibt es selten welche. Die Dozenten sind eben auch froh, wenn sie auf dem Weg zum Pult nicht mehr über auf dem Boden rumlungende Zuhörer stolpern müssen.

Negativ habe sich das bisher nicht auf die Noten ausgewirkt, Max waren bisher zumeist sehr gut. Das Studium der Germanistik und Philosophie hatte der gebürtige Münchener ganz bewusst gewählt, weil er glaubte, damit zwei für ihn weniger zeitraubende und dem Schreiben dienliche Fächer zu belegen. So empfand er es dann auch eher als hilfreich, dass die Module, die er jedes Semester zu besuchen hat, vorgegeben werden und er durch die Anwesenheitslisten in einigen Seminaren wenigstens ein paarmal in der Woche dazu genötigt wird, von seinem Schreibtisch oder dem im Morgengrauen aufgesuchten Kopfkissen aufzutauchen und in einem Hörsaal zu stranden. »Natürlich jammere ich manchmal, aber ich jammere ja auch gern. Jammern ist ja schön.« Überfordernd oder zu anstrengend finde er das Studium aber nicht.



Schwierig kann es hingegen im Privatleben werden: »Ich bin gerade wieder in der Bredouille, dass meine Freundin mich jeden Tag sehen möchte, ich es aber nicht kann, weil ich das Gefühl habe, sie trägt mich von meiner Vorstellung, meinem Lebensinhalt weg.« Auch in seinen Texten macht es Max nichts aus, Dinge von sich preiszugeben, nah an der eigenen Biografie zu schreiben: »Wenn ich selber meine eigenen Schwächen aufdecke, ist das kein Problem. Ich neige sehr zur Prostitution, ich finde das schön, sich selbst, ja, auch lächerlich zu machen.«

So viel Einblick in sein Leben gewährt uns Bernhard Spring nicht, und ebenso verschwiegen ist er mit seinen noch nicht veröffentlichten Texten; die bekommt keiner zu sehen. Schreibwerkstätten, in denen man einander Texte vorliest, um sie anschließend zu kritisieren, über sie zu diskutieren, sind nichts für ihn. »Als Autor hat man ja einen gewissen Anspruch an sich selbst, und ich glaube, der größte Kritiker ist man selbst.« Wenn die Geschichten, Gedichte oder Romane dann fertig sind, wenn sie gedruckt sind, tauscht er sich mit anderen darüber aus, so

mit der fränkischen Schriftstellerin historischer Romane Tessa Korber, mit der er in regelmäßigem E-Mail-Kontakt steht.

Max besucht regelmäßig den Halleschen Dichterkreis, einen losen Verbund von Schreibenden jeden Alters. Er hält diesen Austausch, die Reaktionen der anderen für sehr wichtig für seine Schreibentwicklung, weil sie die erste Öffentlichkeit darstellen, die er für seine Texte hat: »Häufig hat man einen ganz verquerten Ansatz oder eine Selbsteinschätzung, die der Realität nicht entspricht.«

Und wer hat es nun einfacher, neben dem Studium noch zu schreiben? Geklärt ist das hiermit nicht, aber wir haben gesehen, dass zwei sehr unterschiedliche Studenten, die in Hinsicht auf unsere Fragen am Anfang zu vergleichen so ertragreich ist wie der alte Vergleich von Birnen und Äpfeln – dass also diese zwei Studenten unter unterschiedlichen Bedingungen, jeder für sich, einen Weg gefunden haben, ihrer Leidenschaft nachzukommen. Das ist doch auch was.

Text: Marcus Klugmann
Illustration: Susanne Wohlfahrt

Was ist eigentlich die weibliche Form von Nazi?

In unserer Gesellschaft werden Frauen diskriminiert. In der Sprache auch? Über die Macht der Sprache und deren Konfliktpotential.

Gender-Mainstreaming ist zu einem etablierten Prinzip in Deutschland geworden. Zumindest formell. Als Ziel wird dabei die Gleichberechtigung der Geschlechter angestrebt. Auch hinsichtlich der Sprache wurden dabei neue Standards formuliert, die sich an offizieller Stelle inzwischen durchgesetzt haben. Frauen werden nun explizit angesprochen, anstatt sie nur in der männlichen Form mitzumeinen. Im Alltag findet dies jedoch wenig Anklang.

Die Mehrheit »gendert« nicht, viele lehnen es sogar ab und belächeln das feministische Engagement als übertriebenes Gehabe. FeministInnen sehen darin hingegen einen wichtigen Schritt in Richtung Gleichberechtigung und betonen die Wechselwirkung von Sprache und Bewusstsein. Seit Jahrzehnten streitet man mittlerweile schon über diese Problematik, und auch innerhalb der »Gender«-Bewegung gibt es verschiedene Ansätze, wie mit Geschlecht und Sprache umzugehen sei.

Pro und Contra

Christian Randel, Student des Masterstudiengangs Politikwissenschaft in Halle, setzt sich bereits seit Beginn seines BA-Studiums mit der Thematik »Gender« auseinander und für die Gleichstellung der Geschlechter ein. Den Ausgangspunkt bildet dabei die Ansicht, dass Sprache als konstruierende Kraft auf Gesellschaft wirkt. »Nicht nur Gesellschaft verändert Sprache, sondern auch Sprache Gesellschaft. Und wenn ich immer nur das Maskulinum verwende, bevorzuge ich automatisch auch immer nur Männer«. Diesen Standpunkt teilen nicht alle. Nicht die Grammatik sei schuld an sexistischen Denkmustern, sondern die bestehenden Verhältnisse, so ein Hauptargument der »Gender«-Gegnerschaft. Sebastian, Student der Theologie, sieht das ähnlich. Er glaubt nicht, dass durch »einen schon beinahe ins Lächerliche gezogenen ‚Weiblichierungswahn‘ das allgemeine Gesellschaftsverständnis für die immer noch andauernde Benachteiligung von

Frauen verbessert« werde. Nicht selten werden die feministischen linguistischen Bestrebungen nicht ernst genommen. So fragen die RedakteurInnen der Online-Zeitschrift »Dummer weiser Deutscher« am Ende ihrer Erklärung, warum sie nicht »gendern«, provokant: »Was ist eigentlich die weibliche Form von Nazi?«.

Die Macht der Sprache

Verschiedene Studien bestätigen hingegen die bewusstseinsverändernde Wirkung von Sprache. In einem Experiment konfrontierten die Forscherinnen Dagmar Stahlberg und Sabine Szcesny zwei Gruppen mit unterschiedlichen Fragestellungen. Eine Gruppe wurde dazu aufgefordert, drei Sportler, Sänger, Politiker oder Moderatoren zu nennen, was vorwiegend zur Nennung männlicher Personen führte. In einer zweiten Gruppe wurde die Fragestellung dahingehend modifiziert, dass die weibliche Statusbezeichnung hervorgehoben wurde. So fragten sie beispielsweise nicht nach Sportlern, sondern nach SportlerInnen. Im Gegensatz dazu wurden eindeutig mehr weibliche Personen genannt als in der ersten Gruppe. Das explizite Nennen von weiblichen Formen rücke also automatisch Frauen auch mehr ins Bewusstsein und löse somit eine Reflexion über »Geschlechterverteilung« aus, so die Wissenschaftlerinnen.

Ideologie auf falscher Basis?

Auch in der Sprachwissenschaft gibt es seit nunmehr 30 Jahren intensive Debatten über die »Gender«-Problematik. Bereits 1978 formulierte Senta Trömel-Plötz die These, dass die Nicht-Benennung der Frau auf der Zeichenebene zu einem Nicht-Gemeintsein auf der Bedeutungsebene führe. Bettina Radeiski, wissenschaftliche Mitarbeiterin der hallischen Germanistik, teilt diese Ansicht nicht. »Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive muss

man sagen, dass die »Gender«-Befürworter das grammatikalische und biologische Geschlecht verwechseln. Die Endung -en bei Studenten zum Beispiel ist als biologisch geschlechtsneutral anzusehen.« Dass im Deutschen ausgerechnet die männliche geschlechtsdefinite Form mit der geschlechtsneutralen identisch ist, ist für Radeiski »am Ende ein Zufall«. Jedoch bestehen solche »Zufälle« nicht nur in der deutschen Sprache. Im Polnischen leitet sich der Plural des Substantivs ebenfalls von der männlichen Form ab und wird geschlechtsübergreifend verwendet. Dafür wird hinsichtlich der Konjugation zwischen den Geschlechtern differenziert. Während Verben, die sich auf männliche Personen beziehen, als belebte Kategorie konjugiert werden, fallen Frauen mit Gegenständen in eine grammatikalische Schublade. Ob ein Zusammenhang zwischen der Sprachentwicklung und der Gesellschaft besteht, ist jedoch umstritten. Im Deutschen sei solch ein Zusammenhang zumindest sprachwissenschaftlich nicht nachweisbar: »Es gibt keinen Nachweis, der besagt, dass

es wegen der Rolle des Mannes diese oder jene Endung gibt.« Im Gegenteil, die heutige Situation zeige: trotz formaler Erfolge der »Gender«-Bewegung habe sich im realen Leben hinsichtlich der Gleichstellung der Frau wenig getan. Auch an der Martin-Luther-Universität besteht ein ungleiches Verhältnis von Mann und Frau in der Statusgruppe der ProfessorInnen. Gleichstellungsbeauftragte Armenuhi Drost-Abgarjan spricht von einer »Katastrophe« an der Philosophischen Fakultät I. Lediglich zwei Prozent der Professuren sind von Frauen besetzt.

Am besten gar kein Geschlecht

Neben der Schreibweise des Binnen-I, zum Beispiel bei »StudentInnen«, durch das beide Geschlechter in einem Wort ausgedrückt werden sollen, hat sich in offiziellen Einrichtungen vor allem das Nennen beider Vollformen etabliert. Diese Varianten werden aber nicht in allen Kreisen als ideal aufgefasst. Queer-Theoretiker_innen, die sowohl das soziale, als auch das biologische Geschlecht als konstruiert ansehen und sich gegen die binäre Geschlechterklassifizierung aussprechen, verwenden stattdessen die

Unterstrich-Schreibweise »_«. Dadurch sollen sprachlich auch diejenigen repräsentiert werden, die sich weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht eindeutig zuordnen lassen wollen. Dieser Ansatz kann als Weiterführung der ersten »Gender«-Bestrebungen betrachtet werden. Legte dieser noch den Fokus auf das Sichtbarmachen von Geschlechterordnungen und existierender Diskriminierung auf Grund des Geschlechts, soll nun die sprachliche Definierung des Geschlechts umgangen werden. Teilweise wird so auch der Überlegung Rechnung getragen, dass durch Gleichstellungsversuche Geschlechtsdisparität reproduziert anstatt beseitigt würde.

Alexandra Römer, ehrenamtlich tätig im Frauenzentrum *Weiberwirtschaft* und eine der Organisatorinnen der »queer-movie-nights«, versucht ebenso dem Ausdruck des Geschlechts aus dem Wege zu gehen: »Ich konzentriere mich eher auf Handlungen und verwende Substantivierungen wie zum Beispiel Studierende«.

Die ambitionierten Versuche der Queer-Bewegung haben sich bisher nur bei wenigen Worten durchgesetzt. Und ganz unproblematisch sind sie auch nicht. Bestehende Verhältnisse würden so nämlich verschleiert, erklärt Maximilian Schochow, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Politikwissenschaft in Leipzig und Spezialist auf dem Gebiet der »Gender-Studies«. Er begrüßt das »Gendern« als politische Strategie, da es »einerseits Kontingenzen aufzeigt und andererseits das Gegebene hinterfragt«. Unabhängig davon, in welche Richtung sich die Sprache weiter entwickeln wird, der Diskurs, der über die Problematik des »Genderns« geführt wird, beweist nicht nur die Macht, sondern auch die Bedeutung der Sprache für den einzelnen und für die Gruppe.

Text: Julia Glathe

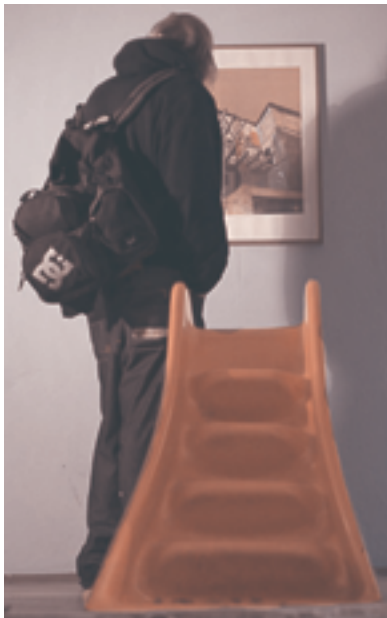
Illustration: Susanne Wohlfahrt



Aus alt mach neu!

»kunstinbetrieb« lud zu seiner dritten Auflage in die Albert-Schmidt-Straße. In trostlosen Mietskasernen entstand Kunst, die Glaucha belebt.

Zwingerstraße. 19 Uhr. Es regnet in Strömen an diesem Juniabend. Es passt zur Tristesse der Straße, des ganzen Viertels. Schreie in der Ferne. Durch eine Holzabsperzung gelangt man in die Albert-Schmidt-Straße. Vor zwei Wochen noch kahl, kalt und zubetoniert ohne jede Hoffnung auf ein Stück Grün oder Bäume am Straßenrand. Mietskasernen reißen sich aneinander. Ohnehin herrscht hier enormer Wohnungs- und Gewerbeleerstand. Es ist eben, wie Postkult so passend beschreibt, die »hässlichste Straße Glauchas«. Doch nun eine Grünfläche, der IBA-Bus, der zur Besichtigung einlädt und Besucher über die Internationale Bauausstellung sowie Projekte im Rahmen von Stadt-Spiel-Vision informiert und überhaupt ... Menschen, die noch vor kurzem sicher einen weiten Bogen um das ehemalige DDR-Arbeiterviertel gemacht hätten. Aber der Weg führt weiter. Über den vom Regen völlig aufgeweichten Rollrasen immer dem Schreien entgegen. Am Ende der Straße, vor Haus Nummer 5, inmitten einer Menschentraube stehen zwei junge Männer.



Es wird klar, woher der Lärm stammt: Radio Corax überträgt die Eröffnung von »kunstinbetrieb3« live ins Radio. »kunstinbetrieb«, das ist ein Kooperationsprojekt zwischen Studierenden der MLU und der Burg Giebichenstein. Der Leitgedanke war im Jahr 2008 die Vernetzung von Kunstschaffenden und Kunsttheoretikern. Im Anschluss an die lautstarke Radioübertragung geht es zusammen mit der Menge in das Gebäude Nummer 5. Doch schnell kommt wieder alles zum Stehen. Noch im Foyer wartend lauscht man der Eröffnungsrede. Nur schwer dringen die Worte von Agnes Fischer und Kathrin Herold, den Projektleiterinnen, ans Ohr auch des letzten, noch am Eingang wartenden Besuchers. Kurz berichten sie, wie es im Zuge der IBA 2010 dazu kam, dass »kunstinbetrieb3«, anders als in den vergangenen beiden Jahren, nicht mehr in einem alten Fabrikgebäude nahe des Bahnhofs stattfindet, sondern hier in der Albert-Schmidt-Straße.

Das Projekt »Sozialraum Glaucha« führte ab Frühjahr 2008 nicht nur die IBA ins Viertel. Viele Organisationen nutzten diese Plattform, um ihren Teil zur Veränderung des Viertels beizutragen. So finden sich neben »kunstinbetrieb« Vertreter der Standortgemeinschaft Glaucha und Postkult, die eigentlichen Initiatoren. Der Architekt Gernot Lindemann agierte dabei als »Eigentümer-Moderator« und stellte so den Kontakt zu den vielen Kleineigentümern her, in deren Besitz sich nahezu 70 Prozent des Gebäudebestandes befindet. Durch das Engagement in Glaucha sollte der »massive Leerstand schwinden ebenso wie der schlechte Ruf des Viertels«, so Lindemann. Exemplarisch für diesen Leerstand stehe das Gebäude Nummer 5 der Albert-Schmidt-Straße. Im letzten Jahr verließ der letzte Mieter das Gebäude. Somit bot dieses Haus den idealen Standort für »kunstinbetrieb3«.

»Ziel und Konzentration auf Glaucha war eine produktive Auseinandersetzung künstlerischen Arbeitens mit den Begebenheiten und Umständen dieses in Veränderung begriffenen Stadtteils«, heißt es in der Eröffnungsrede. Besonderen Wert legten die Kuratoren dabei auf die Arbeitswoche im Vorfeld. So sollten keine bereits bestehenden Werke der Künstler ausgestellt werden, sondern vielmehr durch die Eindrücke des Gebäudes, der Straße

und des gesamten Viertels neue Projekte entstehen, die die Problematik widerspiegeln.

Agnes und Kathrin sind mit ihren einleitenden Worten zum Ende gekommen. Und dann ist es so weit, »kunstinbetrieb« ist endlich eröffnet. Die Menge bahnt sich ihren Weg nach oben. Durch das enge Treppenhaus, vorbei an notdürftig verlegter Stromversorgung und Wänden, die einem die Trostlosigkeit des Hauses und somit letztlich doch des ganzen Viertels nur allzu deutlich vor Augen führen. Raum für Raum werden die Projekte erforscht, die Eindrücke gesammelt, verarbeitet, diskutiert. Auf fünf Etagen können die Besucher Kunst von 23 Akteuren bewundern. Kunst, die teils unmissverständlich den melancholischen Bezug herstellt, aber auch Projekte, die dem Betrachter viel Freiraum für individuelle Interpretationen lassen. »Es beginnt etwas« ist ein solches Werk. Catarina Behrendt erschuf, nur mit einem Bleistift bewaffnet, Strich für Strich ein Bildnis, das dem einen oder anderen Besucher den Eindruck einer moos- oder pilzbefallenen, dahinmodernen Wand vermittelt. Es sei der »Spaß am Strich«, sagt Catarina, der solche Zeichnungen entstehen lasse.

Es geht weiter durch andere Räume. Immer weiter nach oben. Man verharrt gelegentlich vor einem Werk. Minutenlang lässt man äußerst imposant erscheinende Projekte auf sich wirken. Ein langer »Durchfluss«, der seinen Weg durch eine Wohnung in der 2. Etage sucht, war sicher eines der Projekte, die diese Wirkung erzielten. Eine Installation aus Holz und Folie, die Regenwasser aus einem Trichter am Fenster an der einen Seite durch die Wohnung hindurch zum anderen Fenster führt. Mit solchen und ähnlichen Projekten visualisiert Magnus Sönning das natürliche Phänomen des Durchzuges.

Neben solchen Ausarbeitungen, bei denen man sich des Öfteren des Gedankens nicht erwehren kann, den



Glauchas-Bezug zu vermissen, gibt es aber auch Werke, die bereits beim ersten Blick alles sagen. Drei Figuren auf einer Leinwand. Sie durchdringen den Raum. Öffnen ihn. Alles im Dunkel nur durch Akzente aus farbigem Licht bewusst erhellt. Das Künstlerduo MI-K.DO ließ sich von der nächtlichen Arbeitsatmosphäre inspirieren und stellt den Raum im Halbdunkel, durch alte Pinsel, Mischpaletten und Farbtuben verstärkt, im Ateliercharakter dar. Alles wirkt traurig, trostlos, schwermütig. So stellt sich ganz von allein Verbundenheit zum Stadtteil Glaucha ein.

Um so viele Eindrücke reicher verlässt man die Albert-Schmidt-Straße 5. Auf dem Weg nach Hause oder ins nachbarliche Partygetümmel im Haus Nummer 10 lässt man alles Gesehene Revue passieren. Die Malereien, Installationen, Skulpturen oder Videoinstallationen, wie die Interviewreihe mit ehemaligen Bewohnern von Tom Werner, lassen den Betrachter Glaucha in einem anderen Licht sehen. Man geht nicht an einem unwirtlichen Stadtteil teilnahmslos vorbei, sondern erkennt allmählich den Umstand, dass Glaucha genau auf solche Initiativen sehnüchsig gewartet hat. Dass »kunstinbetrieb« bei seinen Besuchern Eindruck hinterlassen hat, steht fest. Trotz der Tatsache, dass einige Künstler sicher ihre Probleme hatten, in nur einer Woche der Vorbereitung ihre Werke pünktlich zur Vernissage fertig zu stellen, steht für sie fest, sich auch beim nächsten Mal gern wieder diesem Zeitdruck auszusetzen und erneut dabei zu sein. Wann und wo das sein wird, steht zwar noch in den Sternen, doch eines ist für Veranstalter als auch Künstler klar: »kunstinbetrieb4« wird kommen.

Text: Steffen Heindorf

Fotos: Lisa Kühne, Gabriela Solis (rechte Seite unten)

• Weitere Infos unter: www.kunstinbetrieb.de

Zwischen Napola und Käseschnitzel

Die Franckeschen Stiftungen sind einer der wichtigsten Orte Halles. Auch zur Nazizeit hatten sie eine bewegte Geschichte.

Ich sitze in der Mensa der Franckeschen Stiftungen, um mich herum sind alle Tische von Studenten beim Mittagessen besetzt. Verdammt, heute ist Redaktionsschluss, und ich habe keinen Artikel zustande gebracht. Etwas über Hochschulpolitik oder studentisches Engagement wäre gut. Plötzlich werde ich aus meinen Gedanken gerissen: »Guten Tag! Dürfte ich mich neben Sie setzen?« Es ist ein rüstiger älterer Herr mit grauem Haar, einem netten Schmunzeln auf den Lippen und einem Tablett in der Hand. Er setzt sich, und wir kommen ins Gespräch.

Eine Gemeinsamkeit ist schnell gefunden: Wir heißen beide Schröder. »Allerdings werde ich mit oe und dt geschrieben. Ziemlich selten ist das«, bemerkt Herr Schroedter und spricht mit sonorer Stimme weiter: »Wissen Sie, ich mag es hier. All die jungen Leute, die das Wissen aufsaugen wollen. Ich war schon einmal hier in diesem Speisesaal. Das erste Mal 1935.

Da sah er aber etwas anders aus.« Er zeigt nach oben: »Die zweite Etage war natürlich noch nicht eingezogen.« Ich frage Herrn Schroedter, woher er kommt und was ihn damals, 1935, hierher verschlagen hatte. »Aufgewachsen bin ich in Sömmerda, als Sohn eines Pfarrers. 1935 wurde ich mit zehn Jahren in das Internat der Franckeschen Stiftungen geschickt.« Auf die Frage, wieso seine Eltern ihn so weit von Sömmerda weggeschickt hätten, antwortet er mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck: »Mein Vater war bereits Schüler des Internates. Er sagte immer zu mir: Junge, ich war auf einer guten Schule, dorthin gehst du auch.« Dazu kam, dass alle anderen Internate in der Nähe des Elternhauses bereits den Nazis als sogenannte Napola dienten. Ich erinnere mich an einen Film, der sich mit *nationalpolitischen Erziehungsanstalten* befasste: In den Napola sollte Hitlers junge Elite herangezogen werden.

Sex war kein Thema

Während Herr Schroedter nun sein Käseschnitzel verzehrt, erzählt er, dass sich die Franckeschen Stiftungen bis zuletzt gegen den Einfluss der Nationalsozialisten wehren konnten: »Das war Dr. Dorn und Pastor Müller zu verdanken. Sie führten das Internat als einen Verein, der sich weitestgehend von den Nationalsozialisten abgrenzen konnte.« Die Franckeschen Stiftungen von damals be-

zeichnet Herr Schroedter trotzdem als nationalkonservativ: »Es gab drei Themen, in denen wir keine Aufklärung erfuhren: Politik, Wirtschaft und Sexualität. Da waren wir als junge Menschen auf uns gestellt.«

Das Internatsgelände verlassen und in die Stadt gehen durften die Schüler nur mit Genehmigung des Erziehers. »Doch einmal die Woche hieß es antreten. Wir versammelten uns in Reih und Glied vor unseren Quartieren, und dann gingen wir los, um mit den anderen Kindern der Stadt Fußball zu spielen.« Herr Schroedter schaut sich nachdenklich um. Die meisten Studenten beenden gerade ihr Mittagessen und bringen ihre Tablets weg. Wir unterhalten uns noch eine Weile über das Studentenleben. Und welche Freiheiten die Jugend heute genießt. Und erst die Pressefreiheit! Herr Schroedter hat immer mindestens eine Zeitung dabei: »Politik, Religion und Kunst sind die Themen, die für mich wichtig sind.« Er öffnet seine Tasche und zeigt mir seine Zeitungssammlung.

Marschieren statt beten

Herr Schroedter ist 82 Jahre alt und lebt in Stendal. Er ist auf der Durchreise von der Landesgartenschau in Aschersleben nach Hause. »Es war eine gute Zeit hier, denn es bildeten sich kameradschaftliche Beziehungen, die zum Teil noch bis heute halten. Zwei meiner Freunde von damals wohnen auch noch hier.« So gut es die Leiter der Stiftungen auch zu vermeiden versuchten: Die Nazis gewannen weiter an Einfluss auf den Schulalltag: »Jeden Mittwoch und Sonnabend fiel der Gottesdienst aus. Dafür mussten wir zur Hitlerjugend – zwei Stunden Propagandamärsche durch die Stadt. Trotzdem haben wir diese ganze dunkle Wolke, die mit den Nazis heraufzog, eigentlich nicht richtig bemerkt.«

Herr Schroedters Vater ist als Soldat beim Überfall auf Belgien gefallen. »Er wurde von zwei rangierenden deutschen LKW zerquetscht«, sagt er mit einem gequälten Lächeln. Für den heranwachsenden Jugendlichen, der Herr Schroedter damals war, stellte sich die Entfernung zwischen Halle und Sömmerda als Glücksfall heraus. So war er nicht ständig der tiefen Trauer ausgesetzt, die in seinem Elternhaus nach dem Tod des Vaters herrschte. Mit sechzehn Jahren wurde Herr Schroedter dann auch zum



Nach mehr als einem halben Jahrhundert besucht Herr Schroedter den wichtigsten Ort seiner Jugend

Kriegsdienst eingezogen. Doch er geriet schon bald in amerikanische Gefangenschaft. Nach dem Krieg studierte Herr Schroedter dann Theologie und Kunstgeschichte in der amerikanischen Zone Deutschlands. Doch nach dem Studium zog es ihn wieder in den Osten.

Plötzlich schaut Herr Schroedter auf die Uhr, steht auf und verabschiedet sich zu einem Termin. So plötzlich wie

er auftauchte, ist er wieder weg. Ich bleibe noch eine Weile sitzen, lasse das Gespräch auf mich wirken, bis ich merke, dass kein Mensch mehr in der Mensa sitzt. An der Wand neben der Treppe entdecke ich alte Bilder des Speisesaals. So muss es hier ausgesehen haben, damals, 1935, als Herr Schroedter von seinem Vater hierher gebracht wurde.

Text und Foto: Julius Schröder

ANZEIGE



Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

15 Minutes of Fame

Am 17. und 18. September findet das 10. Shortmoves-Kurzfilmfestival in Halle statt. Zum zweiten Mal in Folge wird es im Rahmen eines Moduls von Studenten der Medien- und Kommunikationswissenschaften der MLU organisiert. Nicht nur die Strukturen im Hintergrund haben sich 2010 verändert. Auch auf der Bühne wird es dieses Jahr mehr zu sehen geben als 2009: Es werden nicht nur Kurzfilme gezeigt, sondern auf einer Podiumsdiskussion auch die Bedeutung und Zukunft des Genres erörtert. Eine weitere Neuheit ist, dass die Filme in zwei Kinos parallel ausgestrahlt werden, damit interessierte Zuschauer nicht wie im letzten Jahr aus Platzgründen nach Hause geschickt werden müssen. Freuen können sich die Besucher auf 20 Kurzfilme, die in den nächsten Wochen aus 375 Einsendungen von den 18 studentischen Organisatoren ausgewählt werden.

- Weitere Informationen und Kartenvorverkauf unter: www.shortmoves.de

The Beauties

Kunstvolle Fotos von Thomas Reinhardt können noch bis Oktober im Löwengebäude zu den Geschäftszeiten betrachtet werden. Die ausgestellten Werke zeigen natürliche Portraits, Fashion-Motive und Fotografien von thematischen Inszenierungen. Thomas ist Mitglied im studentischen Photoclub *Conspexus*, der regelmäßig Ausstellungen in der Harzmensa und anderen Örtlichkeiten organisiert.

Campus in 3D

Die meisten Studenten mussten schon mit dem Fahrrad kreuz und quer durch Halle fahren – vom Institut X zum Prüfungsamt Y zurück zur Bibliothek Z. Um zukünftig Zeit bei der Route zu sparen und die jeweiligen Gebäude gleich zu finden, wurde am Institut für Geowissenschaften das System »Campus Maps« entwickelt. Angelehnt an den großen Vorreiter Google wurde der gesamte Campus kartographiert, sogar 3D-Aufnahmen werden bereitgestellt.

- Für alle, die den Campus mal aus einer ganz anderen Perspektive sehen möchten: www.maps.uni-halle.de

hastuzeit im Abo

Für alle Lese-Fans gibt es seit einiger Zeit die Möglichkeit, die *hastuzeit* zu abonnieren. Um den studentischen Geldbeutel zu schonen, bieten wir 100 Gratis-Abos an.

- Zu bestellen unter: www.hastuzeit.de

- Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an pinnwand@hastuzeit.de und erkläre uns kurz und knackig dein Projekt!

Image ist alles

Vorlesungsfreie Zeit ist nicht nur zum Erholen da. Man könnte sie auch nutzen, um sich ein wenig für die Hochschulpolitik zu begeistern. Ein wichtiges Gremium an der MLU ist der Studierendenrat. In zweiwöchentlich stattfindenden Sitzungen während des Semesters bemühen sich engagierte Studierende aller Fachbereiche, Deine Interessen zu vertreten. Um einen Eindruck von der Arbeit des StuRa zu bekommen, solltest ein Jeder an einer dieser öffentlichen Sitzungen mal teilgenommen haben. Oder aber sich in der vorlesungsfreien Zeit den Imagefilm ansehen, der in diesem Semester entstanden ist.

- Auf der Website des StuRa ist der Imagefilm rechts unten zu finden: www.stura.uni-halle.de

Sommerloch

Dieses Mal hast Du auf diesen Seiten nicht genug interessante Veranstaltungshinweise gefunden? Wir geben dir Recht! Das große, schwarze Sommerloch hat sich breit gemacht. Kaum eine kulturelle Veranstaltung, die von halleschen Studenten für hallesche Studenten organisiert ist, konnten wir im World Wide Web auffindig machen. Du kennst einen Geheimtipp? Dann sende ihn uns bitte an redaktion@hastuzeit.de, damit wir ihn wenigstens noch auf unserer Website veröffentlichen können!

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel viermal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Julius Lukas (V. i. S. d. P.), Stefanie Sachsenröder

Redaktion: Konrad Dieterich, Robert Dobslaw, Julia Glathe, Daniela Heimpel, Julia Kloschkewitz, Tom Leonhardt, Sabine Paschke, Julius Schröder

freie Mitarbeit: Paulina Grelewicz, Steffen Heindorf, Yvette Hennig, Nicole Kirbach, Marcus Klugmann, Stephanie Scholz, Reinhold Schwenzer, Lukas Vogel, Franziska Weiß

Layout: Tom Leonhardt, Julius Lukas, Stefanie Sachsenröder

Titelbild: Susanne Wohlfahrt

Lektorat: Konrad Dieterich, Steffen Heindorf, Marcus Klugmann

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Mansfeld-Druck Ltd., Zabenstedter Str. 42, 06347 Gerbstedt

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 20. Juli 2010

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung. Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.